



Othmar Nestroy

Es rissen alle Stricke – doch wir überlebten

Episoden aus der Kriegs- und Nachkriegszeit in Wien
in einer nicht streng chronologischen Abfolge

Archiv und Bibliothek der TU Graz / Band 5

Archiv und Bibliothek der TU Graz

- Band 1 Kriegstagebuch Franz Allmer 1941 – 1945
- Band 2 TU Graz Art Guide
- Band 3 verMESSEN – Franziszeische Grundkataster von Graz
- Band 4 Leseturm TU Graz – Eine moderne Bibliothek
- Band 5 Es rissen alle Stricke – doch wir überlebten

Es rissen alle Stricke –
doch wir überlebten
Episoden aus der Kriegs-
und Nachkriegszeit in Wien
in einer nicht streng
chronologischen Abfolge

Es rissen alle Stricke – doch wir überlebten
Episoden aus der Kriegs- und Nachkriegszeit in Wien
in einer nicht streng chronologischen Abfolge

Aus dem Gedächtnis niedergeschrieben von O. Nestroy

Dieses Buch widme ich meinen Eltern, die in diesen Jahren
ihren hungrigen Kindern nichts zu essen geben konnten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Verlag der Technischen Universität Graz

Herausgeber: Technische Universität Graz/Bibliothek und Archiv

Lektorat: Caroline Metzger

Layout: Norbert Prem, www.derprem.com

Verlag der Technischen Universität Graz

www.ub.tugraz.at/Verlag

ISBN (print) 978-3-85125-424-2

ISBN (e-book) 978-3-85125-741-0

DOI 10.3217/978-3-85125-424-2



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Es rissen alle Stricke – doch wir überlebten

Einstimmung	8 – 10
Einleitung	11
Politische Propaganda	13 – 17
Spiel und Sport	19 – 21
Der Krieg wird spürbar	23 – 27
Die großen Wendepunkte: Der Fall von Stalingrad und von Monte Cassino, die Landung in der Normandie und das Hitler-Attentat	29 – 31
Privater und öffentlicher Verkehr	32 – 39
Die ersten Bomben fallen auf die Innenstadt	41 – 45
Der totale Krieg beginnt	47 – 55
Die Front rückt näher	57 – 59
Die Soldaten der Roten Armee erobern Wien	61 – 73
Das Leben normalisiert sich und der Wiederaufbau beginnt	75 – 87
Das lange Warten auf den Staatsvertrag	89 – 91
Nachklang	93 – 95
Persönliche Schicksale am Rande des Krieges	97 – 113
Ausklang	115 – 119

Einstimmung

Schon lange habe ich mich mit der Idee getragen, die so prägenden Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit in Wien, die ich in meiner Kindheit und Jugend erfahren musste, zu Papier zu bringen. Bislang fehlte jedoch der letzte Impuls, diese Idee umzusetzen.

Eine Reihe von kleinen Anstößen brachte mich dann dazu, dies zu wagen. Einerseits war es das beklemmende Kriegstagebuch meines Kollegen Professor Dr. Franz Allmer, mit dem ich über Jahre befreundet war, weiter die hervorragenden Dokumentationen von Dr. Hugo Portisch und Sepp Riff über die österreichische Zeitgeschichte sowie auch Anregungen von meinem Kollegen, Universitätsprofessor Dr. Helmut Riedl, der mich bei jedem Besuch in Wiener Neustadt ermunterte, diese Gedanken niederzuschreiben. Andererseits soll dieses Buch der jetzigen Generation die Gräueltaten eines Krieges an und hinter der Front näherbringen, um sie auf diese Weise für kriegshetzerische Tendenzen zu sensibilisieren und damit sie sich gegen solche schon im Keime wehren. Ein weiterer Grund ist schließlich die Tatsache, dass Zeitzeugen, biologisch bedingt, allmählich aussterben, aber dieses Gedankengut weitergegeben werden sollte.

Schließlich ist das Jahr 2015 ein Gedenkjahr, da vor 70 Jahren der Zweite Weltkrieg zu Ende ging.

In diesem Buch sind nicht nur meine persönlichen Erlebnisse aus dieser Zeit festgehalten, sondern ich versuche auch, nach den Schilderungen von Kriegsteilnehmern Fakten und Geschichten zu erzählen, die sich während und nach dem Krieg ereignet haben, sowie persönliche Erlebnisse und Niederlagen, die in einer allgemein umfassenden historischen Darstellung meist untergehen, da es sich ja „nur“ um anonyme Einzelschicksale gehandelt hat, die jedoch für jeden Einzelnen lebenslang beklemmende Erlebnisse waren.

Allgemein konnte ich immer wieder die Feststellung machen, dass ehemalige Kriegsteilnehmer nicht oder nur wenig über das Geschehen an der Front sprachen. Es mag daran liegen, dass jeder die Gräueltaten beiseiteschieben wollte und darüber lange schwieg. Selbst Verwandte haben mir nur knapp über Krieg und Gefangenschaft berichtet und bald das Thema gewechselt.

Dieses Buch ist absichtlich in der Ich-Form geschrieben, daher soll und kann es nicht an eine historische Dokumentation herankommen. Es fungiert nur als ein Mosaiksteinchen dieser Zeit aus meiner ganz persönlichen Perspektive, Eindrücke aus den bewegten Tagen und Monaten der Jahre 1940 bis 1955 in

Wien, die ich aus dem Gedächtnis nach rund 70 Jahren frei – und nicht von Tagebuchaufzeichnungen unterstützt – aufgeschrieben habe. Sie waren aber so einprägsam, dass ich meine, sie weitgehend authentisch wiedergeben zu können, wohl wissend, dass Gefühle und Empfindungen nur fragmentarisch übertragen werden können.

Diese Ich-Form soll auch den Leser näher an das von mir Erlebte heranführen. Bewusst habe ich auf umfangreiche Recherchen via Google oder ähnliche Suchmaschinen verzichtet. So nehme ich in Kauf, dass sich vielleicht einige Fehler und Ungenauigkeiten in dieses Buch eingeschlichen haben. Ich darf um Nachsicht ersuchen, doch meine ich, dass eine Glättung durch Filter- und Kontrollmechanismen viel von der Unmittelbarkeit genommen hätten.

In diesem Buch sind keine Fotos zu finden. Erstens besaß ich keinen Fotoapparat und zweitens war es nicht ungefährlich, Fotos zu machen – man konnte an jedem Ort und zu jeder Zeit ohne Angabe von Gründen verhaftet werden –, und weiter war das Erlebte so erschütternd, dass man gar nicht daran dachte, es in Bildern festhalten zu wollen.

Dieses Buch erhebt somit nicht den Anspruch, ein historisches Zeitdokument zu sein, sondern vermittelt nur persönlich erlebte Episoden, die nach 70 Jahren aus dem Gedächtnis niedergeschrieben wurden. Neben all den negativen Eindrücken wurde augenzwinkernd auf eine leichte Ironie und den (vor allem politischen) Witz, der trotzdem und gerade deshalb auch in dieser Zeit die Runde machte, nicht verzichtet. Er war auch Bestandteil unseres Lebens und gehörte zum Alltag, er war ein psychisches Ventil in bedrückenden Stunden und Tagen. Die Lage war ernst, aber nicht hoffnungslos, die Grundstimmung trotz allem noch schwach positiv – denn bald wurde vielen Bürgern klar, dass auch das „Tausendjährige Reich“ ein Ablaufdatum haben würde.

Wir Kinder wurden in diese Zeit hineingeboren und kannten nichts anderes. Wir sind in dieser Zeit aufgewachsen und was sich rundum abspielte, war der „normale“ Alltag. Ob es uns schlecht oder gut ging, war eine rein subjektive Frage, denn man orientierte sich am Nachbarn, dem es ja auch nicht besser (oder schlechter) ging. Dies alles wurde von einer perfekt ausgeklügelten und inszenierten Propaganda überstülpt, die uns den Weitblick verstellte, eine internationale Information unterband und bis in das Schlafzimmer reichte.

Meine Generation ist im Zweiten Weltkrieg aufgewachsen, doch meine Eltern haben zwei Weltkriege und zwei Niederlagen, wenn auch unter völlig anderen Randbedingungen, erleben müssen. Sie haben den Zusammenbruch eines großen Kaiserreiches miterleben müssen, wogegen meine Generation zwar die kämpfenden, feindlichen Truppen im eigenen Lande gesehen und erlebt hat, jedoch nicht die fatalen Gebietsverluste und ein demoralisierendes Friedensdiktat, das jeden Glauben an ein Überleben von „Restösterreich“ („L'Autriche, c'est que reste!“ – so der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau) mittragen musste.

Noch ein Hinweis,
den Buchtitel betreffend.

Mein Vater erhielt von einem Bergmann vor etlichen Jahren als Geschenk eine alte, geschlossene Grubenlampe, die mit einem Haken in eine Spalte des Kohlenflözes gerammt werden konnte und auf diese Weise mit einem sehr spärlichen Öllicht den Arbeitsplatz erhellte. Mein Vater hielt dieses Geschenk stets in Ehren und sagte oftmals während des Krieges: „Wenn alle Stricke reißen, dann hänge ich diese Lampe in das große Vorzimmer unserer Wohnung, damit zumindest dieser Raum etwas erhellt ist.“ Es kam jedoch nicht dazu, denn während des totalen Krieges war längst das Öl ausgegangen, um die Lampe zu füllen.

Doch diese Ankündigung meines Vaters bleibt mir bis heute im Ohr.

Ich erblickte am 7. November 1933, an einem sonnigen Sonntagmorgen, im Werkskrankenhaus in Kapfenberg das Licht der Welt und wohnte bis zum Jahre 1939 mit meinen Eltern und dem älteren Bruder Johannes in der Redfeldgasse in Kapfenberg.

Meine ersten Kindheitserinnerungen gehen auf diese Zeit in der Redfeldgasse zurück, an die mit Dampf betriebene Schmalspurbahn von Kapfenberg nach Au-Seewiesen, die mich faszinierte, eine Bahn, die neben dem Personenverkehr auch dem Transport von Schlacke von den Böhlerwerken auf die Halden an der Mariazellerstraße diente. Eine kleine Sensation bedeutete allenfalls ein kleiner Brand, ausgelöst von heißer Schlacke, der einen Feuerwehreinsatz erforderlich machte – ein aufregendes „Schauspiel“ für uns Kinder.

Mein Vater war Wirtschaftsjurist bei den Böhlerwerken (Gebrüder Böhler & Co. AG) und wurde im Jahre 1939 auf eigenen Wunsch in die Zentrale in Wien versetzt. So übersiedelte die Familie von Kapfenberg, mit einem längeren Zwischenstopp bei meinen Großeltern in Baden bei Wien während des sehr strengen Winters 1939/40, im Frühjahr 1940 in die Schleifmühlgasse im vierten Wiener Gemeindebezirk, wo ich 46 Jahre wohnen sollte.

Somit bin ich am Beginn der Wiedergabe meiner Erinnerungen an die Jahre 1940 bis 1955 in Wien. Um dieser Darstellung eine bündige Struktur zu geben, wäre eine Aufzählung der Ereignisse nach Sachthemen möglich; dies würde jedoch zu zahlreichen Wiederholungen und somit Überschneidungen führen, da wir, trotz der einschneidenden Zäsur eines kriegerischen Umbruchs, unser alltägliches Leben, wenn auch in anderer Form, weiter führten. So habe ich mich entschlossen, meine Ausführungen nach Möglichkeit chronologisch zu gliedern, was mit dem Vorteil verbunden ist, dass der Duktus harmonischer gestaltet werden konnte.

Politische Propaganda

Politische Propaganda

Sie umfasste alle Lebensbereiche und begann für mich schon in der ersten Klasse der Volksschule. Ich besuchte ab dem September 1940 die Karlsschule am Karlsplatz in Wien-Wieden. Das Klassenzimmer war der erste Raum links beim Eingang, wie ich mich noch genau erinnere, und unser erster Lehrer ein „baumlanger“ Herr namens Jessen, der uns das Einmaleins wie auch das Schreiben in wenigen Monaten beibrachte. Wir waren rund 40 Kinder in der Klasse, davon zwei Perser, ein Brüderpaar, das, in der letzten Reihe sitzend, voll am Unterricht teilnahm. Wir saßen auf braunen und harten Holzbänken mit Klapppulten, die an der Oberkante eine Vertiefung für die Bleistifte und Schreibfeder sowie an der rechten oberen Ecke für das Tintenfass aufwiesen. In den Holzpulten fanden sich zahlreiche Gravuren von Schülern, die sie aus Langleweile oder innerer Not in mühevoller Kleinarbeit mit einem Messer oder einem anderem spitzen Gegenstand angefertigt und sich auf diese Weise „verewigt“ hatten. Der Fußboden war ein geölter Holzboden. Rutschte man aus und fiel man nieder, so war ein garstiger Ölfleck auf den Strümpfen oder der Hose die Folge. Wir schrieben schon mit einer Redisfeder und mit Tinte – Klekse auf den Heften und auch auf den Kleidern standen leider auf der Tagesordnung. Die beiden Hände mussten flach auf dem Pult liegen. Bestraft wurde man durch Schläge mit dem Rohrstaberl auf die äußeren oder inneren Handflächen, oder auch durch Stehen im Winklerl, oftmals musste auch die gesamte Klasse wegen einer begangenen „Untat“ in der Schule nachsitzen und eine Schularbeit schreiben. In der ersten Klasse wurde uns das Schreiben in Kurrent beigebracht, ab der zweiten dann in Latein.

Die politische Erziehung begann schon in der ersten Klasse Volksschule, ohne dass wir es gleich bemerkten: Der Hitlergruß zu Beginn und am Ende des Unterrichts, die sportliche Erprobung („Zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und schnell wie Windhunde“, so die Hitlerworte) und die Hervorhebung der speziellen Qualitäten der Nordischen Rasse im Naturgeschichteunterricht. Weiter standen nur Lieder und Gedichte, die sich auf heldenhafte Vorbilder des Dritten Reiches bezogen, auf dem Lehrplan, um uns auf diese Weise mit den neuen Helden wie auch Idiomen des Altreichs vertraut zu machen. Zu Beginn des Unterrichts wurden wir alle aufgefordert, über gute Nachrichten von der Front zu berichten und wurden danach auch benotet. Auch Eindeutschungen von Fremd- und Lehnwörtern standen auf dem Lehrplan: Gesichtserker anstatt Nase, Viertopfzerknalltreibling anstatt Vierzylindermotor, Weisel anstatt Weisung und Bürgersteig anstatt Trottoir – diese sind mir noch im Gedächtnis.

Auf einer schwarzen Nebentafel wurde vom Klassenvorstand jede Woche ein neuer propagandistischer Spruch mit einer Zeichnung mit bunter Kreide angefertigt, den wir abschreiben und uns auf diese Weise einprägen mussten.

In den oberen Klassen der Volksschule musste dann jeder Schüler ein Heft über die persönlichen und familiären Verhältnisse, das auch ständig kontrolliert wurde, führen. In diesem waren neben Angaben über Namen und Herkunft der Eltern und Großeltern deren Beruf wie auch Krankheiten („Gebrechen“) enthalten. Auch die Angabe, mit welchem Spitznamen mein Vater meine Mutter nannte, durfte nicht fehlen. Dies alles stand natürlich nicht unter Datenschutz und der Klassenvorstand wie der Direktor konnten alles lesen. Vor der Hochzeit meiner Tante, der Schwester meines Vaters, mussten diese und der zukünftige Gatte einen Ariernachweis erbringen, auf dem der Grad der Abstammung, wie „rein arischer Abstammung“ gegenüber „Voll-, Halb- oder Vierteljude“, festgehalten war. Ohne dieses Dokument wäre sonst eine standesamtliche Trauung nicht genehmigt worden.

Der politische Blick in das Privatleben ging noch weiter. Man wollte über Aufsätze das Freizeitverhalten der Familie erfahren, wen man besuchte oder wohin und in wessen Begleitung der Sonntagsausflug führte und was am Wochenende in den eigenen vier Wänden gemacht wurde. So erzählte mir während meine Mutter von einem Aufsatz eines Mitschülers über das Thema „Als Fliegeralarm war“. Er beschrieb, dass er leicht erkrankt war und deshalb mit seinem Vater in der elterlichen Wohnung zurückblieb, während seine Mutter mit seiner Schwester den Luftschutzkeller aufsuchte. Während des Alarms, so schrieb er weiter, kroch sein Vater für einige Zeit unter das Bett und verhielt sich dort ruhig. Einige Tage später durchsuchte die Polizei diese Wohnung, fand einen Geheimsender und verhaftete den Vater. Über das weitere Schicksal dieses Mannes erfuhr ich nichts.

Wir besaßen nur einen Zwei-Röhren-Apparat, ich glaube einen „Horniphon“, mit dem wir, so wurde mir versichert, keinen ausländischen Geheimsender empfangen konnten. Ein Vorteil, denn auf diesem Delikt stand die Todesstrafe.

Noch heute werde ich öfters auf unser Wissen über Konzentrationslager zu dieser Zeit angesprochen. Ich erinnere mich noch, als ich nach einer Radiomeldung meine Mutter fragte, was ein Zuchthaus sei, in das jemand kam, wenn er verurteilt wurde. „Zuchthaus ist ein Gefängnis“, war die Antwort meine Mutter. So bin ich persönlich überzeugt, dass die große Masse der Bevölkerung wie meine Familie nichts von den KZ und den Vorgängen in diesen wusste oder nur eine vage Vorstellung hatte, eben nur über das, was von Nachbarn erzählt wurde oder gerüchteweise durchsickerte. Man darf die gewaltige offizielle Propaganda nicht vergessen, die einfach alles niederwalzte, was sich abseits

der von Berlin vorgegebenen Linie befand, ferner, dass nur ein offizielles Printmedium („Völkischer Beobachter“) und ein Reichsrundfunk, meist über einen heute zum Kultobjekt gewordenen Volksempfänger aus Bakelit empfangen, bestanden und „Schwarz hören“ mit der Todesstrafe geahndet wurde. Alle Briefe und Postkarten aus dem Ausland und somit auch von der Front wurden zensuriert, d.h. geöffnet, gelesen, dem „Feinde dienliche oder der deutschen Propaganda nicht genehme“ Stellen geschwärzt, dann wieder verschlossen und mit einem Rundsiegel „Amtliche Zensurstelle“ versehen. Meine Mutter bekam öfters Briefe von Verwandten aus Laibach, die einige geschwärzte Zeilen aufwiesen.

Diesen politischen Druck verspürten wir als Kinder kaum, denn er gehörte, seit wir denken konnten, zum gewöhnlichen Alltag.

Der Sonntagsausflug mit der Familie bestand meist aus einer kleinen Wanderung in den Wienerwald, wobei die Wanderung bei einer Endstation der Straßenbahn ihren Ausgang nahm und auch den Schluss fand, denn diese Endstationen lagen damals voll im Grünen und von dort ging es sofort in den Erholungsraum rund um Wien. Manchmal gingen wir zum Abschluss der Wanderung als „Belohnung“ zu einem Heurigen. Damals war es üblich, das Essen im Rucksack mitzubringen, dort auszupacken und nur die Getränke zu kaufen. Oftmals stellte der Wirt Teller und das Essbesteck für die Konsumation auf den ungedeckten Tischen bereit. Meine Eltern tranken ein Glas Wein und wir bekamen unser Kracherl. Der Heurige war über lange Zeit das billigste Vergnügen und ist nach wie vor eine Wiener Institution.

Gegenseitige Einladungen waren eher selten. Da nicht alle Bekannten über ein Vierteltelefon verfügten, war die Kommunikation nicht einfach, dazu kamen noch die Bombenangst und der Mangel an Lebensmitteln. So war es fast die Regel, Ess- und Trinkbares mitzubringen und gemeinsam aufzutischen. Eine weitere Gefahr bestand auch darin, dass Kinder vielleicht Politisches aus ihrer Familie ausplauderten, was zu Schwierigkeiten hätte führen können.

Den Urlaub, damals Sommerfrische genannt, verbrachten wir kriegsbedingt in der näheren Umgebung Wiens, meist im südlichen Niederösterreich oder in Bad Sauerbrunn, wo gute Bekannte von uns wohnten. Wir bezogen in der Regel für drei bis vier Wochen ein Privatquartier in einem Einfamilienhaus und machten mit den Eltern kleine Tagesausflüge zu Fuß oder beschäftigten uns in Haus und Garten. Mein Vater, der sich nicht so lange Urlaub nehmen konnte,

besuchte uns jedes Wochenende und blieb dann meist auch eine oder zwei Wochen bei uns. So haben wir vom Beginn des Krieges zumindest in dieser Zeit nicht allzu viel gespürt. In den letzten Kriegsjahren und vor allem nach dem Krieg mussten wir uns während der Sommerfrische um Lebensmittel für die restliche Zeit des Jahres umsehen. So verbrachten wir die Sommerferien mit meiner Mutter im Mühlviertel und versuchten, von den Bauern der Umgebung unseres Aufenthaltsortes haltbare Grundnahrungsmittel einzukaufen – zu hamstern, wie es damals hieß, denn die Lebensmittelversorgung in der Großstadt Wien wurde immer knapper und reichte bald nicht mehr aus. Dieser Hamstertrieb blieb mir lange erhalten.

Spiel und Sport

Spiel und Sport

Die Propagandawalze des Dritten Reiches, die alle Bereiche des täglichen Lebens erfasste, prägte auch die Bereiche „Spiel und Sport“.

Es begann bei den Spielsachen im Elternhaus über die öffentlichen Spiele im Schulverband bis zu Großveranstaltungen in Stadien.

Der Markt wurde von Kriegsspielzeug aller Art überschwemmt. So besitze ich noch heute eine Sammlung von vorwiegend deutschen Soldaten aller Waffengattungen inklusive Adolf Hitler in seiner Parteiuniform mit einem beweglichen rechten Arm zum Hitlergruß aus Keramik – einige französische und englische Soldaten stellen das gegnerische Kontingent dar –, dazu noch Panzer, Flugzeuge und ein (in der Badewanne schwimmfähiges) motorisiertes U-Boot aus Blech. Der Kriegsspielzeugmarkt erfuhr eine Ergänzung durch Baukästen von den acht Größen vom Matador. Hier gab es Zusatzbaukästen zur Anfertigung von Schiffen, Panzern und Flugzeugen. Dies alles hob die Kriegsbegeisterung, denn Kriegsspielzeug war zu allen Anlässen, speziell zu Weihnachten, ein willkommenes Geschenk, das von uns Kindern auch gerne angenommen und sofort ausprobiert wurde.

Für sportliche Ambitionen, vor allem Fußball mit einem selbst angefertigten „Fetzenlaber!“ – ein richtiger, lederner und handgenähter Fußball war die große Ausnahme –, dienten neben den kleinen und größeren Parkanlagen auch kaum befahrene Nebenstraßen im Stadtzentrum, so auch die Paulanergasse zwischen Margaretenstraße und Wiedner Hauptstraße. Kam ab und zu ein Auto vorbei, dann wurde eben das Match kurz unterbrochen. Staus auf Straßen und Parkplatzprobleme waren unbekannt.

Eine intensivere sportliche Betätigung war nur über den einzigen Sportverband des Reiches möglich. Im Vordergrund stand das Geländespiel, ausgerichtet auf den unerwartet baldigen Einsatz an der Front. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass von den groß angelegten und perfekt organisierten wie choreographierten Großveranstaltungen eine beachtliche Faszination ausging. Sowohl die Massen von Akteuren, das Großaufgebot von Fahnen und Standarten in den Stadien, wie auch die Massen von Besuchern konnten zweifelsohne direkt und auch über die Wochenschauen Stürme der Begeisterung in der Bevölkerung auslösen.

Der Krieg wird spürbar

Der Krieg wird spürbar

Langsam wurde der Krieg auch im Hinterland spürbar.

Immer mehr Männer aus unserem Bekanntenkreis mussten einrücken, die Haushalte und die in einem gemeinsamen Haushalt lebenden Personen wurden genau registriert, ebenso die Zahl und Größe der Zimmer einer Wohnung. Verantwortlich dafür war der Haushaltsvorstand – in diesem Falle mein Vater. Unsere Wohnsituation war günstig: Da wir vier Zimmer mit Nebenräumen, sogar mit einem Badezimmer, besaßen und im Krieg nur ein Zimmer pro erwachsener Person und ein halbes Zimmer pro Kind vorgesehen waren, waren zwei Zimmer für eine eventuelle Zwangseinquartierung vorgesehen – diese sollte später auch erfolgen. Bemerkenswert ist, dass wir bis lange nach Kriegsende keinen elektrischen Kühlschrank besaßen, sondern nur einen kleinen Eisschrank, in dem man ein heruntergestochenes Stück eines Eisblocks einsetzen konnte, das langsam abtaute und somit das Kühlgut für einige Zeit konservierte. War dieser Eisblock abgetaut, musste ein neuer bei der Eisfabrik bestellt werden, der dann auch vom „Eismann“ zugestellt wurde. So ertappte ich mich noch öfters, dass ich in einem Freud'schen Versprecher die Bezeichnungen Eisschrank und Kühlschrank für ein modernes Gerät durcheinanderbringe. In der Küche hatten wir nur einen Stromanschluss, nämlich den für das Bügeleisen, da wir sonst kein elektrisch betriebenes Küchengerät besaßen.

Einschub Der Wasserverbrauch pro Kopf in Wien war während des Krieges und in der Nachkriegszeit relativ hoch, da zum Kühlen von festen und flüssigen Nahrungsmitteln oft ein ständig schwach fließender Wasserstrom in einem Behälter unter der Wasserleitung diente. In der kalten Jahreszeit waren die Kastenfenster eine willkommene Einrichtung, da die Lebensmittel gekühlt wurden, jedoch nur selten einfroren.

Die Lebensmittelkarten wurden für jeden Monat ausgegeben, zunächst noch eine Karte für jeweils ein bewirtschaftetes Lebensmittel (Reichsfleischkarte, Reichsbrotkarte – nur für Roggenbrot, denn Weißbrot war mir fast unbekannt – und dergleichen), später sollten alle Einzelkarten auf nur eine Karte schrumpfen, zuerst noch mit einer bestimmten Menge für einen Artikel, dann nur mehr mit Nummern, die für eine bestimmte Lebensmittelmenge aufgerufen wurde. Die Lebensmittelkarten, versehen mit Name und Adresse, gehörten zu den wichtigsten Dokumenten dieser Zeit. Ebenfalls zu dieser Zeit machte ich die erste Bekanntschaft mit dem Rechnen für den auf die Schwere der Arbeit abgestimmten Bedarf an Kalorien pro Tag und Person. Diese Berechnungen wurden im Laufe des Krieges immer bedeutender, da sie langsam aber sicher

schrumpften. Über lange Zeit nach dem Umbruch verzichteten die offiziellen Stellen auf solche Berechnungen.

Da ich einen um dreieinhalb Jahre älteren Bruder hatte, gab es bei der Teilung von Essen und vor allem von „Restln“ öfters kleine Auseinandersetzungen. Der Spruch meines Vaters, ein Jurist, war (fast) salomonisch: „Der eine teilt, der andere wählt.“ Dies führte zu einer Millimeterarbeit bei der Teilung von Essbarem, denn machte man einen „Fehler“, hatte man das Nachsehen.

Einschub

Zunächst mussten die Männer zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einrücken, dann wurden immer mehr junge Männer zur Musterung aufgefordert und zur Ausbildung in die Kasernen eingezogen. Wer der Einberufung nicht nachkam, bekam am nächsten Morgen, so gegen sechs Uhr früh, „Besuch“ von der Militärpolizei. Es waren dies zwei große und kräftige Männer, die um den Hals eine Eisenkette trugen, auf der vorne ein ovales Schild mit der Aufschrift „Militärpolizei“ befestigt war; deswegen wurden sie auch als Kettenhunde bezeichnet. Sie machten kurzen Prozess und eskortieren den Stellungsunwilligen in den Bunker der zugeteilten Kaserne, wo er drei Tage bei Wasser und Brot Zeit hatte, über sein Verhalten nachzudenken. Meist wurde dann der vorgeschriebene Weg zur Stellung eingeschlagen. Mit Kriegsdienstverweigerern wurde anders verfahren.

Parallel zum Reichsarbeitsdienst war für junge Frauen ein Pflichtjahr eingeführt worden, das meist darin bestand, dass sie bei großen bäuerlichen Familien am Lande in allen Bereichen des landwirtschaftlichen Betriebes mitarbeiten mussten.

Durch den Mangel an Rohstoffen wurden nicht nur Glocken und Denkmäler aus Metall entfernt, sondern auch goldene Eheringe gegen solche aus Eisen ausgetauscht und später für Waffen eingeschmolzen. Auch alle häuslichen Abfälle wurden sortiert und eingesammelt – jeder war hier einbezogen. Speziell die Schulkinder mussten jeweils am Nachmittag im eigenen und benachbarten Wohnhaus – jeder hatte den ihm zugeteilten Sprengel – bei allen Parteien Reststoffe einsammeln und diese dann am folgenden Tag zur Schule bringen. So ging jeder mit seinem Sackerl und Schultasche in die Schule, am Montag zusätzlich mit einem Sackerl mit den Knochen vom sonntäglichen Essen – soweit es (noch) Fleisch gab.

Dieses Sammeln war aber auch mit dem Vorteil verbunden, dass ich in unserem Haus und in den Nebenhäusern alle Parteien persönlich kannte und auch genau wusste, wann wer daheim war oder wo er oder sie sein konnte und vielleicht auch, was am Sonntag gegessen worden war. Übrigens: Diese „Sammelwut“ ist mir bis heute geblieben, wenn auch in etwas abgeschwächter Form, doch fällt mir das Wegschmeißen von „wertvollen“ Sachen noch immer schwer. Sparen war damals großgeschrieben und Sparen ist nach wie vor eine Tugend – und nicht eine Untugend. Man hob damals alles auf, vom Perlmutterhemdknopf bis zur Gürtelschnalle. Hemdkrägen wurden, falls sie abgewetzt waren, neu angefertigt, und zwar von einem Stoffstück vom selben Hemd, das dem sogenannten Stock entnommen wurde. Das Oberleder von Schuhen wurde mehrmals geflickt, Damenstrümpfe wurden repassiert und das Sockenstopfen war die Nachmittagsbeschäftigung einer Mutter. Prolongiert wurde diese „Sammelwut“ nach Kriegsende z.B. durch das Sammeln der farbigen Papierhüllen der Bensdorp-Schokoladen verschiedener Geschmacksrichtungen, denn für 10 leere Hüllen – so glaube ich – bekam man eine neue Schokolade.

Das Sonntagsessen wurde auch eingeschränkt, derart, dass jeden ersten Sonntag im Monat Eintopf angesagt war, der auch kontrolliert wurde. Er war übrigens gar nicht so schlecht und schmeckte uns meist besser als ein zähes und flaxiges Rindfleisch. Zu dieser Zeit waren auch Innereien öfters auf dem Speiszettel. Wenn sie richtig zubereitet waren – und meine Mutter war eine sehr gute Köchin –, schmeckten sie vorzüglich; ich schwärme noch heute dafür, doch inzwischen sind sie nur mehr selten zu bekommen. Rind- und Schweinefleisch waren relativ billig, Pferdefleisch noch nicht im Handel, ein Huhn dagegen war damals eine der teuersten Speisen und blieb meist nur eine Wunschvorstellung. Der dicke Bauch eines Mannes wurde – nicht nur von uns Kindern – spöttisch als Backhendlfriedhof bezeichnet. Der Mangel an Milch machte sich dadurch merkbar, dass Vollmilch nur mehr für Kleinkinder abgegeben wurde, die Minderjährigen und Erwachsenen sich hingegen mit der etwas bläulich schimmernden Magermilch, genannt Schleudermilch, begnügen mussten. Echten Kaffee gab es kaum mehr, sondern meist Ersatzmischungen aus Zichorie und zerriebenen Eicheln. Auf den Packungen einer Kaffeefirma stand die zweideutige Werbung „Im Linde ist schon alles drin.“ So wurde das dünne und nur durch die Farbe an Kaffee erinnernde Getränk in Wien bald abfällig als „Negerschweiß“ bezeichnet.¹

Mein älterer Bruder musste schon im Jahre 1940 zu den Heimabenden der Hitlerjugend gehen. Falls er einmal einen wöchentlichen Heimabend schwänzte,

26 ¹ Eine solche Bezeichnung könnte heute fehlinterpretiert werden, war damals aber sehr geläufig und soll daher aus Gründen der Vollständigkeit nicht unerwähnt bleiben.

kam am selben Abend der Gruppenführer zu uns in die Wohnung und fragte barsch nach dem Grund des Fernbleibens, diese Sache konnte für uns alle sehr unangenehm werden.

Mit Fortschreiten des Krieges war im privaten Wohnraum nur eine 40 Watt-Lampe gestattet, die Verdunkelung aller Räume bei Nacht wurde vorgeschrieben und die Raumtemperatur in der Heizperiode auf 18° C limitiert. Unsere Wohnung besaß, was die Regel war, keine Zentralheizung, sondern nur mit Kohle beheizbare Kachelöfen in jedem Zimmer. Unser Kontingent waren 1.000 kg Steinkohle pro Jahr – wir froren fast während des gesamten Winters. Für weitere Heizzwecke und zum Kochen stand das (giftige) Stadtgas zur Verfügung und in der geräumigen Küche befand sich noch ein alter und ausgebrannter Kohlenherd, der uns aber nach dem Krieg wertvolle Dienste leisten sollte. Da man aus dem akuten Mangel an Heizmaterial eine Tugend machte, wurde von den Hausruinen alles Brennbares „organisiert“, nach Hause geschleppt, zersägt und kleinweise verbrannt. Geschätzt waren die mächtigen Dippelbäume. Das waren die deckentragenden Elemente in alten Häusern, die jahrzehntelang ausgetrocknet waren und lange eine wohlige Wärme spendeten. Um auch Kleinholz zu verwerten, wurde dem Ofentürl der alten Kachelöfen ein kleiner runder Metallofen, der sogenannte Hausfreund, vorgestellt und angeschlossen, der, selbst nur mit Spänen gespeist, eine warme Mahlzeit ermöglichte. Um Energie zu sparen und trotzdem zu einem warmen Essen zu gelangen, wurden Kochkisten propagiert. Dies waren mit Textilien gut isolierte Holzkisten bis zu einem Kubikmeter Volumen, in die die vorgewärmten Speisen hineingestellt wurden, um über Stunden zu garen. Zur gewünschten Zeit waren diese dann mit einem sehr geringen Energieaufwand essfertig.

Die Straßen waren kaum beleuchtet, nur an den Kreuzungen brannte eine Lampe, die Fenster von Straßenbahnen und den Zügen waren grün angestrichen und nur ein schmaler, frei gebliebener Streifen in Augenhöhe gestattete eine Orientierung. Die Polizei kontrollierte die vollständige Verdunkelung. Einmal hatten wir am Abend vergessen, die aus dickem, grünen Packpapier bestehenden Rollos herunterzulassen, und schon klingelte ein Polizist an der Wohnungstür und machte uns auf dieses Vergehen aufmerksam; es blieb bei einer Verwarnung.

Die großen Wendepunkte:
Der Fall von Stalingrad
und von Monte Cassino,
die Landung in der Normandie
und das Hitler-Attentat

Die großen Wendepunkte

Ich erinnere mich an den auch bei uns eiskalten Winter 1942/43. Wir hatten zu wenig Kohle, um in der gesamten Wohnung einen Raum auf über 18° C zu erwärmen, die Klassenzimmer waren sehr kühl und überall kroch die Kälte in die Glieder. Dennoch waren wir neugierig und an einem Sonntag fuhr ich mit meinem Vater mit der Straßenbahn zur Wiener Reichsbrücke um den Eisstoß auf der Donau zu sehen. Die Donau war gänzlich zugefroren und die dezimeterdicken Eisschollen schwammen grob übereinandergestapelt über das Wasser. Es war ein imposantes (und kostenloses) Naturschauspiel.

In diesem Winter erreichten auch die Winterhilfssammlungen (WHW) einen Höhepunkt. Gesammelt wurde, meist von Schulkindern, nicht nur warme Bekleidung für die Soldaten an der Front, es wurden auch Geldspenden in Empfang genommen. Die Sammelbüchsen mit dem Schlitz für Münzen und dem Loch für Banknoten sind manchmal heute noch zu sehen und auch in Verwendung. Anfang Februar 1943 sah ich auf meinem Schulweg an einem Zeitungsstand in der Wiedner Hauptstraße in großen Lettern auf dem Titelblatt die Meldung: „STALINGRAD GEFALLEN“. Ich begriff natürlich nicht die tiefgreifende Bedeutung dieser Meldung, nur meine Eltern sagten mir vorsichtig, dass dies eine schwere Niederlage der Deutschen Wehrmacht sei und eine wichtige Entscheidung für den Krieg.

Ich wusste damals weder um das Ausmaß noch um die Auswirkungen dieser Katastrophe, doch später erfuhr ich, dass von den rund 230.000 deutschen Soldaten der 6. Armee unter der Führung von General Friedrich Paulus rund 90.000 in Gefangenschaft geraten waren, von denen dann nur rund 6.000 heimkommen sollten – das sind rund 3% der eingesetzten Soldaten.²

Einschub Die allgemeinen Rückzugsbewegungen der Deutschen Wehrmacht, die nach der Niederlage von Stalingrad allmählich auch der Zivilbevölkerung bewusst wurden, bezeichnete die Heeresführung stets als Frontbegradigung und man stellte sie nie auf einer Karte dar.

Später erfuhr ich von ehemaligen Kriegsteilnehmern den für solche Aktionen zutreffenden Spruch: „Vorwärts Kameraden, es geht zurück!“

Eine weitere Nachricht beherrschte für Tage die Zeitungsmeldungen: Der Kampf um Monte Cassino im Mai 1944. Ich kann mich daran nur bruchstückhaft erinnern, doch wurde dieser Kampf der Deutschen Wehrmacht um eines der letzten Bollwerke gegen die nachrückenden Engländer detailstark dargestellt, untermauert von Fotos des völlig ausgebrannten Klosterkomplexes.

30 ² Kursiv hervorgehobene Textpassagen sollen im Folgenden anzeigen, dass der Autor zum damaligen Zeitpunkt noch nichts von den beschriebenen Sachverhalten und Vorkommnissen wusste.

Eine weitere bestimmende Wende im Krieg war die für beide Seiten äußerst blutige Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie. Wir alle saßen gespannt bei den Radioapparaten und lauschten den zuerst euphorischen Meldungen über den harten Widerstand der deutschen Truppen. Doch mit jedem Tag wurden die Siegesmeldungen spärlicher und bald mussten selbst die offiziellen Stellen von der erfolgreichen Bildung feindlicher Brückenköpfe im Bereich der Normandie und einer beginnender Rückeroberung Frankreichs berichten.

Große Schlagzeilen und umfangreiche Berichterstattungen löste das missglückte Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 aus. Wenige Stunden nach Bekanntwerden der Ereignisse meldete sich der Führer im Radio mit einer kurzen Ansprache, in der er von der Vorsehung sprach, die ihn vor dem Tode oder schweren Verletzungen bewahrt hatte. In Kommentaren wurde mehrmals von einer kleinen, verbrecherischen Clique gesprochen, die an diesem Attentat beteiligt gewesen war und sofort ihre „gerechte“ Bestrafung erfahren hat – Tod durch Erschießen. *Erst lange nach Ende des Krieges erfuhr ich, dass nach dem Hitlerattentat mehr Menschen ums Leben gekommen sind als in der Kriegszeit vor dem Attentat.*

Der Krieg und das Leben im Krieg prägten zunehmend das tägliche Leben in Wien. Immer häufiger wurden auch die Transporte von verwundeten Soldaten in die Heimat. Die Züge kamen meistens auf dem Aspangbahnhof an und die Verwundeten wurden mit Rettungswägen in die bestehenden Krankenhäuser sowie neu installierten Lazarette, wie z.B. in der Hofburg, transportiert. Nach der Ankunft eines Lazarettzuges waren dann stundenlang die grünen Rettungswägen auf den Straßen zu sehen. Auch sah man vermehrt genesene Soldaten, denen ein Auge oder eine Gliedmaße fehlte, auf den Straßen, Es war dies immer eine tiefgehende Mahnung, dass wir uns im Krieg befinden.

Privater und
öffentlicher Verkehr

Es dürfte an dieser Stelle angebracht sein, einige Hinweise über den öffentlichen und privaten Verkehr während dieser Jahre zu geben, doch soll von einer streng chronologischen Gliederung abgegangen werden, da die Entwicklung der eingeschränkten Mobilität über einen beachtlichen Zeitraum und somit zeitüberschreitend gesehen werden kann. Der Vergleich ist deshalb möglich, da ab Kriegsbeginn die Zahl der Kraftfahrzeuge und Fahrzeuge eine leicht fallende Tendenz mit einem Tiefpunkt zu Beginn des Jahres 1945 und dann einen langsamen Anstieg bis 1955 aufweist. Es sei vorweggenommen, dass man sich, meist als Wochenendbeschäftigung, auf die Instandhaltung und Reparatur der alten Fahrzeuge konzentrierte, denn Neufahrzeuge waren fast nicht zu erhalten: Die Industrie war auf Rüstung fokussiert, nicht auf den privaten Bedarf. Rauchende Fabrikschlote galten als Garant für Fortschritt und Wohlstand.

Um von A nach B zu gelangen, ging man vorwiegend zu Fuß. Das Maß aller Dinge war der Fußmarsch, die zeitliche Angabe von Distanzen war auf diesen ausgerichtet – und ein Marsch von einer Stunde durch die Stadt war Alltag und keine Ausnahme. So blieben wir alle schlank und waren flott unterwegs, vor allem, wenn es um das Anstellen um begehrte Lebensmittel ging.

Der Besitz eines einfachen Fahrrades, z.B. eines Waffenrades von Steyr, brachte hohes Ansehen und Bewunderung bei den Schulkollegen. Dieses Rad war ein schweres, aber sicheres Gefährt, ohne Gangschaltung, aber hart zu fahren und hart im Nehmen – übrigens mit einer Nummerntafel an der vorderen Gabel versehen. Die liebevolle Pflege eines Fahrrades bedeutete ein Zeremoniell!

Der Besitz eines Motorrades (einer „Maschin“) war ebenfalls etwas Außergewöhnliches. Nur wenige, meist sehr laute Motorräder konnte man auf den Straßen sehen. Es waren dies meist Kraftfahrzeuge österreichischer Provenienz, meist von der Firma Puch, mit Hand-Kulissenschaltung an der rechten Seite der Benzinwanne und kaum gefedert, doch häufig mit einem Soziussitz ausgestattet – im Volksmund „Pupperlhutschn“ für die „Klammerbraut“ genannt.³ Beliebt waren auch Beiwagenmaschinen. Da die meisten Motoren Zweitakter waren, erfüllte durch das Benzingemisch ein „blauer Dunst“ die Straßen. Über den Winter hatte man, da die Fahrbedingungen suboptimal waren, das Motorrad meist polizeilich abgemeldet. Nach dem Krieg kam zunächst die 125-ccm Puch, anfänglich noch mit Parallelogrammfederung, dann mit Teleskopfederung des Vorderrades, auf den Markt, gefolgt von der fast legendären, gelben „Eierspeis“-Puch 250 und der roten, sportlichen Variante. Diese wurden dann von größeren und schweren, vor allem ausländischen Modellen abgelöst. Großes Aufsehen erregten immer wieder die schweren Polizeimaschinen der

34 ³ Im österreichischen Sprachgebrauch bezeichnete der Begriff „Pupperlhutschn“ ein zweisitziges Motorrad, „Klammerbraut“ wurde scherzhaft die junge Frau auf dem Soziussitz genannt, die sich am Fahrer festhält oder „klammert“.

Marke Harley Davidson mit ihrem speziellen „Sound“. Doch bald regte sich das Verlangen, auch unterwegs Schutz gegen Regen, Kälte und Wind über dem Kopf zu haben. So sparte man auf ein Vehikel mit vier Rädern und einem Dach – der Autoboom begann, der Platz auf der Straße wurde enger und das Erspähen eines Parkplatzes zum Volkssport.

Die Zahl der privaten Pkws war 1940 in Wien überschaubar und der Besitz eines eigenen Autos galt als enormer Luxus, der nur Reichen vorbehalten war. Ich kann mich noch an den legendären Steyr 120 und 220 erinnern („Schildkröte“), an den Steyr-Baby, und auch an den VW-Käfer, eine Konstruktion vom Österreicher Ferdinand Porsche. Die Begriffe Parkplatzmangel oder –suche existierten noch nicht. Die Heizung war meist mehr als bescheiden, ein Fahren im Winter „nur für harte Männer“, denn nicht nur im Auto war die Temperatur unter Null, auch die Scheiben vereisten ständig. Im Sommer war es hingegen, „unterstützt“ von der Motorwärme, in einem Pkw extrem heiß.

In diesen Jahren existierten in Österreich und in der Ostmark mehrere Firmen, die Autobusse erzeugten. Der Komfort war eher bescheiden: Das Innere dieser Gefährte war vom Geruch des Dieselöls erfüllt, was bei vielen Passagieren zu Übelkeit führte, das persönliche Gespräch konnte kaum den Lärm des rund 130 PS starken Motors übertönen und die harten Federn wie die kaum gepolsterten Sitze übertrugen die Schläge der meist nur geschotterten (Makadam-) Fahrbahn voll auf das Kreuz der Fahrgäste. Schon bei rund 50 km/h vibrierte der gesamte Fahrgastraum. Eine längere Fahrt war eine richtige körperliche Strapaze – man entstieg gerädert dem Vehikel. Die Koffer wurden auf dem Dach befördert. Zu diesem Zweck hatte der Lenker ein starkes Seil mit einem Haken, mithilfe dessen Stück für Stück auf das Dach gehievt wurde. Zur Abdeckung gegen Staub und Regen diente eine steife Plane.

Gegen Kriegsende wurde ein generelles Geschwindigkeitslimit von 30 km/h für Autobusse erlassen, ab dieser Geschwindigkeit leuchtete am Tachometer ein rotes Licht als Signal für den Fahrer auf.

Die Lastwägen waren wenig komfortabel. Servoeinrichtungen waren unbekannt und das Lenken eines schweren Lastfahrzeuges war Schwer(st)arbeit, wobei noch der enorme Motorenlärm, die Vibrationen, der Dieselgestank und die Hitze dazu kamen. Die Gänge waren nicht synchronisiert und vor allem das Hinunterschalten war eine Probe für Gefühl, Gehör und Geduld, oft mit „Zähneputzen“⁴ verbunden.

⁴ Als „Zähneputzen“ wird scherzhaft das nicht ganz reibungslose Einrasten der Zahnräder im Getriebe eines Motors bezeichnet.

Gegen Ende des Krieges und durch den eklatanten Mangel an Benzin kamen die Holzgasmotoren auf. Auf der Ladefläche eines Lkws, knapp hinter dem Führerhaus, befand sich ein Holzvergaser, der luftdicht verschlossen war und am unteren Ende eine Luftklappe besaß. So konnte direkt von Holz Holzgas erzeugt und dieses direkt dem Motor zugeführt werden. Auch in Pkws fanden kleine Holzvergaser im Kofferraum oder unter der vorderen Motorhaube Platz. Drohte das Holzgas auszugehen, so steuerte der versierte Fahrer einen nahegelegenen Wald oder zumindest ein Gehölz an und mit Hilfe der immer mitgeführten Säge konnte man dann das Gefährt bald wieder flott machen.

Schon während des Krieges besaß die Post gelb gestrichene Elektrofahrzeuge, die über eine große Batterie und Radnabenmotoren angetrieben wurden. Diese sind nicht nur wegen der Bemalung besonders im Verkehr aufgefallen, sondern auch, da sie tagtäglich sehr langsam über die Mariahilferstraße zum Westbahnhof „hinaufkeuchten“. Die Müllabfuhr bewerkstelligten schwere Dieselwägen mit einer durch Klappen abgedeckten Ladefläche. Die Arbeiter mussten jeden vollen Mistkübel anheben und den Inhalt mit Schwung in den Laderaum kippen – eine kräfteaubende, stinkende und schmutzige Arbeit. Da nicht alle Straßen gepflastert waren, kamen in den heißen Hochsommertagen Spritzwägen zum Einsatz. Es waren dies laute Dieselfahrzeuge mit einem offenen Hinterrad-Kettenantrieb zu den Vollgummi-Rädern und einem mehrere Kubikmeter Wasser fassenden Tank, mit dem die staubige Straße allein mithilfe der Schwerkraft⁵ etwas befeuchtet wurde. Braun gestrichene Eiswägen gehörten ebenfalls zum täglichen Straßenbild von Wien. Sie beförderten im kaum isolierten Laderaum das in den Eisfabriken in Stangenform gefertigte Eis. Die rund einen Meter langen Blöcke lagen auf Holzgestellen und bei jedem, der Eis bestellt hatte, hielt das Fahrzeug an, der Beifahrer nahm gegen Kälte und Feuchtigkeit einen Sack über die Schulter, dann schulterte er den Eisblock und bugsierte diesen in den einigermaßen isolierten Eisschrank eines Gast- oder Kaffeehauses. Nicht zur Dekoration, sondern zum Trocknen, wurden dann die beiden Begrenzungsstangen an den Enden der vorderen Stoßstange von den Jutesäcken überstülpt.

An Fliegen war gar nicht zu denken. Es gab für Zivilpersonen kaum eine Fluggelegenheit und auch die technische Ausstattung der eingesetzten Geräte bot keinen besonderen Anreiz – einen Flug in einer so wackeligen „Wellblechkiste“ zu wagen, war nur etwas für waghalsige Pioniere.

36 ⁵ Spritzwägen hatten zu Kriegszeiten keine eingebaute Pumpe, weshalb das Wasser durch ein waagrechtes, mit Spritzdüsen versehenes Rohr auf die Straße tropfte, bis der Tank leer war.

Neben diesen Kraftfahrzeugen waren auch viele Wägen mit Pferden unterwegs. Ich erinnere mich an die weiß-blau gestrichenen und von einem Pferd gezogenen, hölzernen Wägen der Ankerbrotwerke, die Bierwägen (mit Holzfässern) der Brauerei Schwechat, mit schweren Pinzgauern bespannt, die Hefewägen der Firma Mautner-Markhof, die das Stadtbild ergänzten, ohne durch die geringe Geschwindigkeit den ohnedies schwachen Verkehr zu beeinträchtigen. Es war allgemein bekannt, dass im Winter – und nicht nur im Winter – die Kutscher der Bierwägen bei jeder „Haltestelle“ einen kräftigen Schluck „zur Brust nahmen“ – das beste Mittel gegen Durst bei Hitze und Verköhlung bei Kälte. Die Pferde blieben ja nüchtern und – so sagt man – fanden selbst den Weg zurück in den heimatischen Stall.

Nach dem Krieg war die Schneeräumung der Straßen eher bescheiden. Oft wurde die Bevölkerung aufgerufen, selbst Hand anzulegen und eine Straßenhälfte zu räumen, oder es fuhren schwere Lastwägen mit angehängten Schneepflügen durch die Hauptverkehrsstraßen, oder auch Straßenbahnen mit gezogenen Räumgeräten auf Schienenstraßen. Eine Salzstreuung kam erst lange nach Kriegsende auf.

Hauptverkehrsträger in Wien waren aber die Straßenbahn, die Stadtbahn, die Autobusse und die Eisenbahn.

Die Typen der Straßenbahngarnituren erfuhren während des Krieges kaum einen Neuzugang, sieht man von dem gegen Ende des Krieges neu in den Dienst gestellten „Heidelberger“ auf der Linie 58 ab.

Es war beachtlich, wie lange die Garnituren die hohen Belastungen und auch chronischen Überbelastungen ausgehalten haben, denn um das Kriegsende und vor allem nach dem Krieg hingen zu den Hauptverkehrszeiten Menschentrauben an den Garnituren. Nur dank der soliden Bauweise konnten die veralteten Garnituren diese Überbelastung über Jahre verkraften.

Der erste Beiwagen war übrigens immer – heute kaum mehr vorstellbar – ein Raucherwagen und in jedem Beiwagen fuhr ein Schaffner mit (Schaffnerinnen gab es kaum), der nicht nur Fahrkarten verkaufte und mit einer Lochzange die Fahrkarten zwickte, sondern auch über eine Zuglocke das Zeichen zur Abfahrt gab. Vergnüglich war es, auf den offenen Plattformen der Beiwägen auf den Linien 38 und 71 zu fahren. Vor allem die offenen Plattformen des 38er waren nach einem ausgedehnten Heurigenbesuch in Grinzing ein begehrtes Plätzchen.

Das Netz der Stadtbahn mit den rot gestrichenen Wägen war überschaubar und bestand nur aus drei Hauptlinien, die heute in das Netz der U-Bahn integriert sind. Dennoch war die Stadtbahn, da sie – mit Ausnahme des 18 G, der bei der Gumpendorfer Straße von der Stadtbahntrasse auf das Straßenbahngleis über den Gürtel bis zum Südbahnhof und zugleich vom Linksverkehr auf den Rechtsverkehr wechselte – kreuzungsfrei verlief und (aus strategischen Gründen) die Wiener Hauptbahnhöfe verband, eine wichtige Ergänzung des öffentlichen Verkehrsnetzes.

Eine weitere Ausnahme war die Straßenbahnlinie 60, die von der (damaligen) Hietzinger Brücke bis Mauer ebenfalls mit den roten Stadtbahnwägen betrieben wurde.

Die Umstellung der Stadtbahn von Linksverkehr auf Rechtsverkehr erfolgte erst mit der Eingliederung in das U-Bahnnetz.

Das Liniennetz der städtischen Autobusse war überschaubar, denn es verkehrten nur Linien innerhalb des Gürtels zu einem Sondertarif. Nur nach Salmansdorf fuhr ein elektrisch betriebener Autobus mit Oberleitung.

Für den Eisenbahnbetrieb waren fast über den gesamten Zeitraum die zweiachsigen, grün gestrichen Waggons mit offener Plattform prägend, die meist bei Personenzügen eingesetzt wurden. Von der Bevölkerung wurden sie etwas spöttisch als Brettlhupfer bezeichnet, da sich jeder Schienenstoß direkt auf den Fahrgast übertrug. Es waren dies oft genietete Geräte der Firma Pimperl – namensgebend für die etwas abwertende Bezeichnung „Pimperlbahn“ – mit Sitzbänken aus Holz („Brettlotik“). Nur die zweite und erste Klasse waren gepolstert und für das Gepäck standen in allen drei Klassen über den Sitzen befestigte, geflochtene Netze in einem Eisenrahmen zur Verfügung – in diesen konnte man nicht nur den Koffer unterbringen, sondern eigentlich auch recht gut schlafen. Expresszüge hatten vierachsige Waggons mit Drehgestellen, die auch im Inneren etwas komfortabler ausgestattet und statt der harten Holzbänke gepolstert waren. Auch die Beleuchtung war sparsam: Gaslicht, das kaum erlaubte zu lesen und bestenfalls zum Kartenspiel mit großsymbolischen Karten reichte – und zum Schlafen.

Eine Dampfheizung war die Regel. Da diese meist erst knapp vor Abfahrt der Lokomotive auf Betriebstemperatur kam, besetzte der erfahrene Reisende einen der ersten Waggons, um früher in den Genuss eines beheizten Abteils zu

kommen. Darüber hinaus war eine Fahrt durch den Ruß der Lokomotive etwas getrübt. Man entstieg nicht selten geschwärzt dem Zug, um dann möglichst rasch Wasser zum Reinigen der Hände und des Gesichts zu suchen.

Die Steuerung der Signale und Schranken erfolgte vorwiegend auf mechanischem Wege über Drahtleitungen entlang der Strecke.

Eine Besonderheit stellte die sogenannte Pressburger-Bahn dar, die als Vollbahn, teils elektrisch, teils mit Dampf, vom ehemaligen Hauptzollamt über Schwechat bis Pressburg geführt wurde. Ich erinnere mich noch an die große Schienenschleife westlich der Stadtbahnstation Hauptzollamt – heute Wien-Mitte bzw. Landstraße. Diese Wendeschleife war für die zweiachsigen Eisenbahnwaggons der elektrisch betriebenen Bahn ausgelegt, die einen bestimmten Radius erforderlich machten. Deshalb wies diese sogenannte Schürhaken-Kurven auf. Diese Eisenbahn war für den Transport der meist sehr jungen Luftwaffenhelfer der Heimatflak nach und von Fischamend von großer Bedeutung. Die heutige Schnellbahn ist durchgehend elektrifiziert und benützt zum großen Teil noch die Trasse der alten Pressburger-Bahn, endet jedoch schon vor der Staatsgrenze in Wolfsthal.

In allen größeren Bahnhofshallen prangten Plakate mit der Aufschrift „Räder müssen rollen für den Sieg“ – und ein Witzbold hatte die nicht ungefährliche Ergänzung „...und Kinderwägen für den nächsten Krieg“ darunter geschrieben. Trotzdem: Der Geruch eines Zugabteils und einer etwas rußgeschwärzten und rauchgeschwängerten Bahnhofshalle erweckte Sehnsüchte nach Reisen in ferne Länder.

Nur eine untergeordnete Rolle spielte der Personenverkehr auf der Donau. Die alten Raddampfer mit dem einseharen und imposanten Motorraum dienten hauptsächlich für Fahrten im Rahmen der Aktion „Kraft durch Freude“. Wir haben selbst keine Schiffsreise unternehmen können, doch einmal ging ich mit meinem Vater diese Schiffe im Winterhafen „inspizieren“, was für mich ein sehr aufregendes Erlebnis war. Heute dienen diese Schiffe als Museumsstücke oder als schwimmende Restaurants an der Donau.

Die ersten Bomben fallen
auf die Innenstadt

Die ersten Bomben fallen auf die Innenstadt

Im Juni 1944 machte ich die Aufnahmeprüfung für die Mittelschule. Ich war natürlich sehr aufgeregt und kann mich noch genau daran erinnern, wie wir in den Sitzreihen des Chemiesaals im Akademischen Gymnasium am Beethovenplatz in einem Halbrund, einem Amphitheater ähnlich, saßen. Als die Fragen aus Mathematik diktiert wurden, heulten die Sirenen und wir mussten schnell in den Keller gehen. Es war dies kein schwerer Angriff auf die Innenstadt, doch verharren wir rund zwei Stunden im Luftschutzkeller. Dann ging die Aufnahmeprüfung in Mathematik und den anderen Fächern normal weiter.

Es war ein strahlend sonniger Herbsttag im Jahre 1944 – leider ein gutes Flugwetter. Ich war mit meinem Vater bei einem Hochamt in der Mechitaristenkirche am Beginn der Neustiftgasse, als während des Hochamts eine gewisse Unruhe in der Kirche spürbar wurde. Mein Vater nahm mich an die Hand und wir verließen rasch die Kirche. Auf der Straße hörten wir schon den Flugzeuglärm wie auch die Schüsse der Flak und das Krachen der ersten Bomben. So schnell wir konnten, rannten wir in den Luftschutzkeller des nahe gelegenen Justizpalastes und, kaum hatten wir diesen erreicht, hörten ein ohrenbetäubendes Krachen: Eine Bombe hatte in unmittelbarer Nähe eingeschlagen. An diesem Tag begannen auch die Bombenangriffe auf die Wiener Innenstadt und wir wurden sehr unsanft aus dem Traum gerissen, dass das Zentrum Wiens von den Bomben der Amerikaner verschont bleiben würde.

Hinterließen die ersten Angriffe „nur“ aufgeschlitzte Gebäude, wo man dann herabhängende Dippelbäume und schwankende Einrichtungsgegenstände in den durch Sprengbomben halb zerstörten Häusern sehen konnte, so wurden diese Ausnahmen, die eine gewisse Sensation darstellten, in beklemmend kurzer Zeit Bestandteil des alltäglichen Stadtbildes.

Die Bombenangriffe haben bei mir bis heute Spuren hinterlassen. So erweckt in mir der Heulton einer Sirene noch immer ängstliche Gefühle, das Dröhnen von Hunderten B-17-Bombern⁶ brachte nicht nur Tische und Bänke in tiefen Luftschutzkellern zum Erzittern, sondern ging im wahrsten Sinne des Wortes durch Mark und Bein. Bei jeder neuen Angriffswelle krochen wir auch im Keller instinktiv unter den Tisch, um vermeintlich besseren Schutz zu finden und vernahmten das dumpfe Beben des Bodens, das immer stärker wurde und sich auf den ganzen Körper übertrug. Dazwischen mischte sich das Feuer der eigenen Flak, die auf dem Flakturm im Hof Stiftskaserne stationiert und – so glaube ich – mit 6,5 und 8,8-cm-Geschützen ausgerüstet war. Wenn die Flak von der Stiftskaserne in Richtung unserer Wohnung schoss, dann zerbarsten die

42 ⁶ Benannt nach ihrem Hersteller, der heute hauptsächlich Touristen und Vielfliegern bekannt ist: der Firma Boeing.

Fensterscheiben. Deshalb haben wir vorsichtshalber bei jedem Alarm die Fenster ausgehängt und flach unter einen Kasten gelegt. Die drei Flak- wie Richttürme stehen heute noch in Wien. Weitere Flakbatterien waren am Eichkogel bei Mödling (die Grundrisse der Stellungen sind heute noch zu sehen), wie auch im Raum Fischamend und Schwechat sowie auf den Pylonen der ehemaligen Wiener Reichsbrücke installiert.

Der Mündungslärm der Flakgranaten wurde aber durch die Explosion der Bomben noch verstärkt. Es war dies ein tiefes Dröhnen und Zittern unterschiedlicher Stärken, das je nach dem Gewicht der Bomben und der Richtung des Bombent Teppichs langsam näher kam und immer intensiver wurde. Wir alle schwiegen und hofften, dass es diesmal an uns vorübergehen würde. Gefürchtet waren die 500-kg-Bomben und die Luftminen, denn bei einem Einschlag dieser blieb von der Umgebung nicht viel übrig. Nach jeder Angriffswelle, wenn der Lärm der Bomber und Bomben etwas verebbt war, hörten wir das Schuttrieseln von den zu Ruinen zerbombten Häusern, hoffend, dass wir auch für die kommenden Nächte in unserer Wohnung ein Dach über dem Kopf finden würden. So war der erste Blick nach Beendigung eines Luftangriffs und dem Entwarnungs-Heulen der Sirene auf das Haus und die Wohnung, ob diese noch ganz waren. Dieses Inferno kann man wohl in Form einer plastischen Beschreibung, unterstützt mit Bildern oder Filmen näherbringen, jedoch nie authentisch beschreiben, denn keine noch so gute (und lautstarke) Tonkulisse kann das Dröhnen von Hunderten von Flugmotoren und Mündungsfeuern wiedergeben: Es reichte bis zum Zerreißen des Trommelfells. Auf dem Heimweg von der Schule nach Hause war schon in der Operngasse mein erster besorgter Blick auf das Eckhaus Margaretenstraße – Schleifmühlgasse, um zu sehen, ob unsere Wohnung noch vorhanden war.

Das erste Jahr in der Mittelschule war sehr „durchwachsen“. Im Hauptgebäude des Akademischen Gymnasiums hatten wir, da eine andere ausgebombte Schule eingemietet war, keinen Platz, sodass wir im Schottengymnasium eine Herberge fanden. Dort lief der Unterricht etwa bis Ende März geordnet ab, wir hatten einen fixen Stundenplan und einige Professoren kamen in voller Parteiuniform in die Klasse. Sobald der Kuckuck-Ruf im Radio ertönte, wurden wir nach Hause entlassen. Ich suchte entweder den tiefen und daher sehr sicheren Luftschutzkeller im Wohnhaus meiner Tante in der Plankengasse oder den nicht so sicheren, aber auch nicht so kalten und feuchten Keller im Büro meines Vaters in der Elisabethstraße auf. Aufmerksam verfolgten wir die Luftlagemeldungen, die aus dem vom Feind nicht peilbaren Drahtfunk über die Telefonleitung kamen und das gleichmäßige Ticken des Radioweckers unterbrachen.

Glücklicherweise hatten wir in Wien meist nur Tagesangriffe und kaum – wie im übrigen Deutschen Reich – Angriffe in der Nacht. Die wenigen Angriffe, die wir in der Nacht erleben mussten, lösten noch mehr Angst aus. Als ich abends zu Bett ging, wusste ich nicht, ob ich am Morgen noch leben würde. Schon beim Schlafengehen richtete ich meine Unterwäsche und Kleider in schönster Ordnung her, damit ich dann bei Alarm im ersten Tiefschlaf, so meist gegen Mitternacht, schlaftaumelig schnell in diese hineinschlüpfen und in den kalten Keller gehen konnte. Die Zeit war für diese Vorbereitungen zwar etwas länger, doch der „Feuerzauber“ am nächtlichen Himmel, gezeichnet vom Mündungsfeuer der Flak, den zerberstenden Granaten am Himmel und den explodierenden Bomben, war umso beängstigender. Meist saßen wir dann einige Stunden im kalten Keller, dann ging es zurück in die Wohnung und wir hielten Nachschau, ob noch alles vorhanden war. Selbstverständlich stand ich am Morgen zur normalen Zeit auf und ging zur Schule, mein Vater ins Büro – das Leben ging weiter, weil es weitergehen musste.

Der Luftschutzkeller war somit der Treffpunkt bei Tag und bei Nacht. Ein Arzt, der in unserem Hause wohnte und seine Ordination hatte, kam immer mit einer hellen, mittelgroßen Holzkiste in den Keller, die er nie aus den Augen ließ. Sie dürfte ziemlich schwer gewesen sein und war für uns etwas geheimnisvoll. Wir haben nie etwas über ihren Inhalt erfahren.

Die Abstände der Bombenangriffe verdichteten sich, die Bomben kamen immer näher an das Stadtzentrum, nichts blieb verschont. Wir ahnten schon an einem wolkenlosen Tag, dass bald die Bomber kommen würden. So ertönte zuerst der Kuckuck, dann heulten im Schwellenton die Sirenen und dann dauerte es nicht mehr lange, bis der enervierende Motorenlärm von Hunderten Bombern den Himmel erfüllte. Diese flogen in rund 10.000 m Höhe und waren kaum mit der Flak erreichbar – und die wenigen heimischen Jäger hatten gegenüber den bestens bewaffneten und mit rund zehn Mann besetzten Superfestungen nur geringe Chancen. Anfangs war die Kommandomaschine noch durch einen braunen Streifen um den Rumpf gekennzeichnet („Bauchbinde“), doch wurde bald davon Abstand genommen, da diese Flugzeuge zum bevorzugten Abschussobjekt für die deutschen Jäger wurden.

Nach dem Fall der Rommel-Front in Nordafrika im Mai 1943 starteten die Bomber – soweit ich weiß – im Raum Bari. Bald nach der Ansage im Rundfunk: „Kampfverband im Anflug auf Kärnten – Steiermark“, ertönte der Kuckuck und oft auf die Minute genau um 10:36 Uhr gab es Fliegeralarm für Wien: „Schwere

dicke Reisekoffer im Anflug auf Objekt 1“, und etwas später „Hirtenflöte für Objekt 1“ im Militärfunk. In den letzten Kriegstagen hieß es dann nur mehr lapidar: „Fliegeralarm für Wien.“

Neben all diesen Schrecken und Ängsten waren wir Buben doch unterwegs und sammelten auf den Straßen Flaksplinter und Lamettastreifen, die zur Irritation der Flakpeilung von den Flugzeugen abgeworfen wurden. Die Flaksplinter waren je nach Größe und Gewicht wertvolle Tauschobjekte im beginnenden Naturalienhandel gegen Ende des Krieges, doch das war noch lange nicht in Sicht.

Der Luftschutz war gut organisiert. Per Drahtfunk, der über die Telefonleitung lief und dessen Zentrale, so glaube ich, in einem Bunker am Wilheminenberg lag und nicht angepeilt werden konnte, empfangen wir die Meldungen über die aktuellen Feindtätigkeiten im Raume Wien. Dazu hatten wir auch eine Landkarte, auf der in konzentrischen Kreisen und Sektoren die Bereiche um Wien, die sich bis zum Semmering erstreckten, mit Zahlen ausgewiesen wurden. Die Ansagen im Radio bezogen sich – „Feind hört mit“ – nicht auf topographische Örtlichkeiten, sondern auf die Zahlen, die wir mit Hilfe der Karte dann lokalisieren konnten. So wussten wir auch im Keller einigermaßen Bescheid, was „oben“ geschah.

Natürlich machten zu dieser Zeit Gerüchte die Runde, genährt von den spärlichen und zensurierten offiziellen Nachrichten, die uns erreichten. Diesen wurde sofort durch ein – trotz des Papiermangels – Großplakat Paroli geboten, auf dem es hieß: „Der größte Schuft im ganzen Land ist der Gerüchtesfabrikant. Nicht minder schuftig ist der Wicht, der die Gerüchte weiterspricht.“

Der totale Krieg beginnt

Der totale Krieg beginnt

Noch habe ich die hysterisch an den Reichsparteitag geschrienen Worte des Reichpropagandaministers Josef Goebbels (spöttisch Schrumpfergermane genannt) im Ohr: „Wollt ihr den totalen Krieg?“, die mit der vom Volk gebrüllten (und auch erwarteten) Antwort „Ja!“ quittiert wurde. Dies sollte sich voll erfüllen.

Zu den Worten „Wir werden England ausradieren“ von Josef Goebbels wurde prompt als Mittel zum Zweck (und als gefährliche Parodie) die Konstruktion eines U-Bootes aus Radiergummi vorgeschlagen, das England ständig umkreist und auf diese Weise die Insel „ausradiert“.

Die auf den Endsieg fokussierte Kriegspropaganda wurde durch Sondermeldungen von der Front, eingeleitet durch das Fanfarensignal „Les Préludes“ von Franz Liszt, auf volle Touren gebracht und fast bis Kriegsende gehalten, wenn auch diese Sondermeldungen bald zu Durchhalteparolen mutieren sollten.

Eine dieser Sondermeldungen bezog sich auf die erfolgreichen Bombardements der mittelenglische Stadt Coventry und wurde noch propagandistisch durch das Lied „Bomben, Bomben auf Coventry“ verstärkt. Oftmals wurden auch die Stuka-Angriffe mit ihrem energiegeladenen Heulton als demoralisierende psychische Waffe in den Wochenschauen gezeigt.

Dazu kamen noch die Frontberichte in den Wochenschauen vor jedem Spielfilm und die Ansprachen des Führers im Rundfunk, während der alle nicht unbedingt kriegswichtigen Arbeiten ruhen mussten.

Da sich in wichtigen Positionen im Inland allmählich ein Mangel an Männern einstellte, wurden auch in Frontbereichen junge Frauen als „Blitzmädchen an der Front“ vermehrt eingesetzt. Parallel dazu wurde auch das Hosentragen von Frauen salonfähig, oft waren dies die Hosen der eingerückten Männer.

Unvergessen bleibt mir der schwerste Bombenangriff auf die Wiener Innenstadt am 12. März 1945, obwohl unsere Wohnung weitgehend verschont blieb. Tonnen von Spreng- und Brandbomben fielen auf berühmte Objekte der Innenstadt, so auch auf die Albertina, den Philipphof und die Staatsoper, die dann wochenlang brannte – der Feuerschein war von unserer Wohnung sichtbar. Ein Ziel mit zahlreichen Opfern war der Philipphof. Dieser Gebäudekomplex brannte innerhalb von Tagen vollständig aus und Tonnen von Schutt über den Kellergewölben verhinderten eine Bergung der zahlreichen Leichen in dieser Brandruine. Auf meinem Weg zu Schule musste ich jeden Tag zwei Mal am Phi-

lipphof vorbei und der süßliche Verwesungsgeruch der Leichen lag wochenlang in den umliegenden Gassen.

In der Folge dieser Bombenangriffe auf die Wiener Innenstadt wurde auch das Stammgebäude der Firma Gebrüder Böhler & Co. in der Elisabethstraße 12, in unmittelbarer Nähe des Luftgaukommandos, schwer getroffen. Eine erste Welle von Sprengbomben „öffnete“ das Haus und bot den nachfolgenden Brandbomben reichlich „Nahrung“. Die Männer der herbeigerückten Feuerwehr waren aber zusätzlich den Gefahren durch Tiefflieger ausgesetzt, die immer wieder Attacken flogen und die Männer unter Beschuss nahmen. Trotz des mutigen Einsatzes der Feuerwehr und der intensiven Brandbekämpfung – ein Löschteich war in unmittelbarer Nähe vor dem Schiller-Denkmal – brannte das Gebäude bis auf die Grundmauern nieder.

Die Tieffliegerangriffe waren oft zermürender als die Bombenangriffe selbst, da man hilflos zusehen musste, wie die eigene Wohnung in Flammen aufging und das gesamte Hab und Gut vernichtet wurde. Für mich hinterließ eine männliche Leiche, deren Brustkorb von einem Maschinengewehr durchschossen worden war und die tagelang unbedeckt auf der Straße lag, einen sehr beklemmenden Eindruck. Oft erst nach Tagen konnten die in den Häusern und auf der Straße liegenden Leichen in einem Papiersack abtransportiert werden.

Die Nachrichtensendungen im Radio wurden immer mit der Luftlagemeldung eingeleitet. Diese lautete (soweit ich mit erinnern kann) zuerst: „Das Reichsgebiet ist feindfrei“, später: „Über dem Reichsgebiet befindet sich kein feindliches Flugzeug“, und schließlich: „Über dem Reichsgebiet befindet sich kein feindlicher Kampfverband.“

Mein Vater war der Luftschutzwart für unser Haus wie auch für das Nachbarhaus in der Paulanergasse. Wir mussten daher die Anweisungen, die auf immer schlechterem Papier hektographiert waren, an alle Bewohner austragen und diese den Empfang bestätigen lassen. Dadurch kannten wir im Laufe der Zeit nicht nur alle Hausbewohner, sondern auch ihre Arbeitszeiten und wann sie am ehesten daheim waren oder nicht, kurzum das genaue Kommen und Gehen. Rückblickend kann ich sagen, dass man sich zu keiner anderen Zeit vorher oder nachher so gut kannte wie zu dieser Zeit, denn man traf sich auf der Straße beim Anstellen um Lebensmittel, im Luftschutzkeller und später in der ersten Nachkriegszeit die Frauen und Kinder in unserer Wohnung zum Übernachten.

Zur ersten Feuerbekämpfung musste bei jeder Wohnungstüre eine Feuerpatsche, ein Kübel mit Wasser und Löschsand, bereitgestellt sein. Auch die Badewanne musste mit Wasser für Löschzwecke gefüllt sein. Im gegebenen Fall sollte mit der nassen Feuerpatsche ein beginnender Brand gelöscht werden. Durch Filme, Flugblätter und Kurse wurden wir darüber instruiert.

Kunstgeschichtlich bedeutende Denkmäler wurden in Wien durch eine massive Ziegelmauer geschützt und in den größeren Parkanlagen in der Innenstadt wurden große Löschteiche angelegt, um nach Bombenangriffen über genügend Löschwasser verfügen zu können.

Eine große, vor allem psychische Gefahr waren Blindgänger oder Zeitzünder. Manche Bomben explodierten nicht und blieben als Blindgänger liegen. Nach ihrer Entdeckung wurde das Gebiet abgeriegelt und eine Spezialtrupp – man sprach gerüchteweise von Strafgefangenen – entschärfte die Bombe. Die Nerven aller waren zum Zerreißen gespannt. Ähnlich war es auch bei Zeitzündern, das waren Bomben, die durch einen speziellen Mechanismus erst nach einer bestimmten Zeit explodierten. Hier ging es um den unberechenbaren Wettlauf mit der Zeit und darum, den Zünder zu finden und zu entschärfen. Wir selbst haben während eines Besuches bei meiner Tante in der Bechardgasse diesen Nervenkrieg mitmachen müssen. Die Hausbewohner wurden plötzlich evakuiert, durften nur das Notwendigste aus der Wohnung mitnehmen und mussten in einer Notunterkunft warten, bis die Zeitzünderbombe entschärft war. Nicht in allen Fällen gelang dies ohne Unfälle.

Eines der am stärksten durch Bomben zerstörten und ausgebrannten Stadtgebiete war das sogenannte Fasanviertel im 3. Bezirk. Lange standen dort die zusammenfallenden Hausruinen als stumme Zeugen von mehreren Brandnächten.

Meldungen über das Flammeninferno in Dresden in den Nächten des 13. bis 15. Februar 1945 sickerten nur als bruchstückhafte Gerüchte durch, etwa dass Tausende Menschen, meist Flüchtlinge aus den Ostgebieten, entweder in den Kellern infolge Sauerstoffmangels erstickt, oder, festgehalten vom erhitzten und zähflüssigen Asphalt, als menschliche Fackeln verbrannt waren.

Erst viel später erfuhr ich, dass in der von aus dem Osten hereinströmenden Flüchtlingen überfüllten Stadt rund 25.000 Menschen in diesen Brandnächten gestorben waren. Ich halte diese Angabe für stark untertrieben.

Von so schweren Nachtangriffen sind wir in Wien gottlob verschont geblieben.

Um nach schweren Angriffen möglichst rasch an die im Luftschutzkeller eingeschlossenen zu kommen, wurden an den straßenseitigen Mauern große, weiße Pfeile mit der Bezeichnung „LSR“ (Luftschutzraum) als Hinweis für den günstigsten Punkt für eventuelle Grabungsarbeiten aufgemalt. Sie wurden – wie könnte es in Wien anders sein – sogleich parodiert, nämlich zum Hinweis „Lerne schnell Russisch“.

Trotz dieses Bombenterrors ging, soweit dies möglich war, das normale Leben weiter.

Mein Bruder und ich gingen zur Schule, mein Vater ins Büro, meine Mutter besorgte, soweit es ging, den Haushalt, denn die Lebensmittel wurden immer knapper und die Hausfrauen berieten sich oft darüber, was man wohl am nächsten Tag kochen könnte. Meistens waren die spärlichen „Restln“ vom Vortag auf dem Speiseplan. Die öffentlichen Verkehrsmittel verkehrten einigermaßen fahrplangemäß, waren aber in der Regel überfüllt. Der Aktionsradius mit der Bahn war auf 100 km begrenzt, weiter durfte man nicht fahren – und auf jedem größeren Bahnhof prangte dieselbe Parole: „Räder müssen rollen für den Sieg!“

Die Theater, soweit sie nicht zerstört waren, spielten noch. Man ging – so wie heute – mehr wegen der Schauspieler, nicht des Stückes wegen ins Theater und in Wien gab es eine große Zahl von sehr beliebten Volksschauspielerinnen und -spielern.

Die Kinos waren voll, man musste Karten reservieren und jeden Sonntag bildeten sich lange Warteschlangen vor den Kassen, denn man wollte zumindest eineinhalb Stunden von den furchtbaren Ereignissen abgelenkt werden. Am Graben und am Beginn der Mariahilferstraße waren die Non-Stopp-Kinos immer voll. Man durfte zwar nur eine Stunde verweilen und die Wochenschau sowie einige Kurzfilme ansehen, doch es war für uns Kinder ein spezielles Vergnügen, diese Stunde etwas in die Länge zu ziehen – bis uns der Billetteur höflich, aber bestimmt aus dem Kino wies. In diesem Kino habe ich auch zum ersten Mal einen Farbfilm gesehen: Es war dies der Zeichentrickfilm „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ von Walt Disney, es war eine Sensation und sehr aufregend.

Nicht wenige, meistens Personen der mittleren Generation, schwärmten von der „guten alten Zeit“, die immer zwei Generationen vor der gegenwärtigen

anzusiedeln ist, so teils noch in der Kaiserzeit, teils in der (guten alten) Systemzeit, die GAS der Ersten Republik.

Diese Zeit war auch eine gewisse (Schein-)Blüte des österreichischen Films. In den Ateliers Schönbrunn und Sievering wurden zahlreiche Filme heimischer Prägung gedreht, um die Bevölkerung bei Stimmung zu halten wie auch als Ventil gegen das Regime zu dienen. *Somit waren, wie ich viel später erfuhr, auch diese Produktionen ein von Berlin gesteuertes Propagandamittel.*

Willy Forst drehte in den letzten Kriegstagen und schon zwischen Fliegeralarmen den (späteren) Filmklassiker „Wiener Mädel“ mit Schauspielern des Burgtheaters und vielen Aufnahmen im Wiener Prater. Da schon die Bomben fielen, wurden jeweils per Radio die Statisten verständigt und an den Drehort beordert, wenn das Wetter für Freiluftaufnahmen günstig war und die letzten Zerstörungen durch Bomben rechtzeitig kaschiert werden konnten. Der Film konnte noch in den letzten Kriegstagen als Rohfassung fertig gestellt werden, Willy Forst hat ihn dann nach Kriegende selbst geschnitten und bald kam es zur vielbejubelten Premiere dieses Farbfilms.

Einschneidend für unser Familienleben war die Zwangseinquartierung von einem Ehepaar mit ihrer Mutter in unserer Wohnung. Wir hatten eine große Wohnung und zwei große Zimmer waren schon lange vorher für eine eventuelle Zwangseinquartierung von Bombengeschädigten registriert worden. Eines Sonntagnachmittags erschien unangekündigt ein Uniformierter mit drei Personen, einem Ehepaar mittleren Alters und der Mutter der Gattin, bei uns in der Wohnung und die drei uns bisher unbekanntenen Personen bezogen die Zimmer, kamen dann mit einigen Habseligkeiten nach und richteten sich – soweit dies ging – häuslich ein. Die Situation war logischerweise kühl-gespannt, denn plötzlich waren familienfremde Personen nicht nur in Teilen der Wohnung, sondern benützten auch die Küche, das Badezimmer und die Toilette. Wir waren alle gedrückt und leicht verzweifelt, vor allem meine Mutter.

Glücklicherweise kamen wir bald ins Gespräch und es stellte sich ein guter Kontakt ein, man fand zeitliche Kompromisse für die Benützung der gemeinsamen Räume – es entwickelte sich aus der Bekanntschaft dann eine Freundschaft, die über Jahre andauern sollte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, nach wie vielen Monaten oder Jahren diese Familie wieder ihre ursprüngliche Wohnung beziehen konnte, doch durch gegenseitige Besuche wurde diese Freundschaft lange gepflegt.

Die Lebensmittelkarten wurden immer kleiner und weniger, die Marken signalisierten nicht mehr eine gewisse Menge eines bestimmten Artikels, sondern es standen nur mehr Nummern darauf, die aufgerufen wurden und für die man dann ein Lebensmittel kaufen konnte. Anstellen vor den Geschäften war die Regel, viele waren „bis Kriegsende geschlossen“, da die Besitzer an der Front waren oder einfach keine Ware mehr vorhanden war. Wir hatten das Glück, in der Nähe vom Naschmarkt zu wohnen, wo man noch lange nach Schlechterwerden der allgemeinen Versorgungslage frisches Obst und Gemüse direkt von den meist kroatischen Bauern aus dem Burgenland mit „einer guten Waag“ kaufen konnte.

Für Raucher begannen schlechte Zeiten, denn der Mangel an Tabak machte eine Zigarette zum Objekt der Begierde. Als Nichtraucher kann ich dies kaum nachfühlen, doch Beobachtungen daheim und auf den Straßen skizzieren diese „Notsituation“. Mein Vater war ein mittelstarker Raucher und bevorzugte selbst angefertigte Zigaretten, sogenannte „Selbstgewuzelte“, zu deren Anfertigung man Tabak in ein schmales und rechteckiges Spezialpapier (am Ende des Krieges und lange danach war dies oft nur Zeitungspapier) gab, das dann eingerollt und mit Klebstoff und Speichel fixiert wurde. Bei einer anderen Methode wurde eine ausgewogene Menge Tabak in ein kleinlumiges und aufklappbares Metallröhrchen gebracht, vorverfestigt und mittels eines kleinen Holzkolbens in eine Papierhülse mit Filter geschoben. Es war dies oft eine Zeremonie und nicht selten war der Besitzer auf seine gleichmäßige Produktionsserie etwas stolz.

Einschub

Der Mangel an Rauchwaren eröffnete noch eine andere Facette. In Wien gehörte der „Tschickarretierer“, das war ein Mann, der mit der Spitze eines Stockes die Reste von Zigaretten, sogenannten Tschiks, auf dem Trottoir aufspießte, daheim sorgsam den Tabak herauslöste und sich daraus neue Zigaretten formte, als legendäre Person zum Stadtbild.

Der Witz dazu konnte und durfte in Wien nicht fehlen: Bei einer Kaserneninspektion durch den General erspäht dieser im Kasernenhof auf dem Boden einen Tschick. „Wem gehört dieser Tschick?“, herrscht er den Unteroffizier vom Dienst an. Dieser erwidert spontan: „Ihnen, Herr General, denn sie haben ihn zuerst gesehen!“

Dieser Mangel an Zigaretten war während des Krieges an der Front, in der Kriegsgefangenschaft und lange nach Kriegsende ein für Raucher beherr-

schendes Tagesthema, das allmählich durch die ersten amerikanischen Zigarettenarten wie Chesterfield, Lucky Strike und Camel – soweit ich mich erinnere – in den Hintergrund gedrängt wurde.

Trotzdem sprachen viele vom Endsieg, trotzdem kamen viele Lehrer in der Parteiuniform in den Unterricht, trotzdem sprach man von einer Wunderwaffe, die den Endsieg bringen sollte. Die Rüstung lief noch auf vollen Touren – im Jahre 1944 wurden, obwohl viele Fabriken schon zerstört waren, die größten Mengen an Kriegsgerät im Deutschen Reich erzeugt.

Meine Mutter musste, da wir schon 11 bzw. 14 Jahre alt waren, ab Ende 1944 jeden Nachmittag in einem Rüstungsbetrieb arbeiten. Sie wurde bei der Firma Wertheim in der Mommsengasse eingeschult und ihre Aufgabe bestand darin, Munition für Maschinengewehre zu ölen und in Patronengurte zu stecken. Die Straßen lagen im Dunklen, nur an einigen Kreuzungen brannte ein schwaches Licht. Da meine Mutter etwas nachtblind war, holten wir sie täglich von der Firma ab und gingen gemeinsam durch die finsternen Gassen. Wegen der Bombenangriffe war nämlich eine völlige Verdunkelung vorgeschrieben worden. Alle Fenster mussten durch Rollos verdunkelt sein – „Licht ist sicheres Bombenziel“, hieß die affichierte Parole. Die wenigen Autos, Pkws und Lkws hatten spezielle Scheinwerfer, die den Lichtstrahl nur auf einen kurzen Bereich auf dem rechten Straßenrand bündelten. Die Wehrmachtsfahrzeuge waren mit einem dreifarbigem Rücklicht ausgestattet. So konnte bei Nachtfahrten ein bestimmter Sicherheitsabstand eingehalten werden.

Die Front rückt näher

Die Front rückt näher

Wir erfuhren dies nicht durch die Zeitung oder den Drahtfunk – aus Angst vor einer feindlichen Peilung war das Radio nur mehr über die Telefonleitung zu empfangen –, sondern wir spürten es daran, dass die Bombenangriffe der Amerikaner abebbten und schließlich aufhörten: Sie wollten ja nicht ihren Verbündeten treffen. Wir haben erleichtert aufgeatmet, denn die Flugzeuge und Bomben der Roten Armee waren bedeutend ungefährlicher als jene der Amerikaner. Wir bezeichneten die Flugzeuge spöttisch als bessere Kaffeemühlen, denn die von den langsam fliegenden Flugzeugen abgeworfenen Bomben richteten auf dem harten Granitpflaster der Straßen Wiens kaum Schaden an – es krachte nur fürchterlich und Pulverdampf stieg auf, aber als sich dieser verzogen hatte war nur eine kleine Delle im harten Pflaster auszunehmen.

An den Lärm der Flak der Stiftskaserne gewöhnt, erkannten wir bald, dass das Ziel der Flakgranaten nicht mehr die amerikanischen Bomber waren, sondern die Flak in den Bodenkampf eingriff: Die Front rückte immer näher und verlief bald in der unmittelbaren Nähe Wiens.

In dieser Zeit der zunehmenden allgemeinen Nervosität und der heranrückenden Front wurden auch die ersten Lebensmittelläden und Magazine gewaltsam geöffnet und die Zivilbevölkerung begann, verschiedenste Dinge zu „organisieren“ – hauptsächlich Lebensmittel. Mein Bruder und noch zwei Gleichaltrige vom Haus machten sich also auf den Weg und kamen bald mit „Beute“ heim: einem bis an den Rand mit Bouteillen von Bordeaux Blanc Sucre gefüllten Wäschekorb. Ich habe das Bild noch vor mir und kann die Zahl der Flaschen nur grob schätzen, doch es waren mindestens 30 Stück – der Korb war entsprechend schwer, aber man nahm diese flüssige Last gerne auf sich. Sie wurden im Keller „sichergestellt“, waren dort aber nur relativ sicher, denn diese „Lieferung“ entging nicht den aufmerksamen Augen des Hausmeisters, der für sich wiederum einen Teil „organisierte“, denn Trinkwasser war ja nicht ungefährlich und vor allem knapp. Ich vermute, dass er statt Wasser seinen Flüssigkeitsbedarf für die kommenden Wochen mit dem köstlichen Wein aus Feindesland ohne Bedenken und Schuldgefühle deckte.

In den Frontberichten in den Zeitungen waren immer nur Orte genannt, um die gekämpft wurde, und die topographischen Bezeichnungen wurden kartenmäßig dargestellt, doch niemals der Frontverlauf eingezeichnet. So konnte man sich kein genaues Bild über die Lage der Front machen und darüber hinaus wurden aus propagandistischen Gründen die Meldungen immer zeitverzögert verlautbart. Ein makaberer Witz machte in dieser zermürbenden Zeit die Runde. Auf die Frage, wann der Krieg zu Ende sei, lautete die Antwort: „Am Ersten, denn wir kämpfen bis zum Letzten.“

Meine Mutter eilte Anfang April per Badner-Bahn in das rund 26 km südlich von Wien gelegene Baden, wo ihre Mutter, meine Großmutter, in der Pension Cor-tella lebte. Es gelang ihr nicht, sie zu überreden, mit in die Wohnung nach Wien zu kommen – meine Großmutter blieb in dieser Pension und hat dort auch die Front einigermaßen gut überlebt. Später erzählte sie, dass die Soldaten der Ro-ten Armee sie in ihrem Zimmer „besucht“ und Schmuck wie Uhren verlangt hat-ten. Als sie einen Armreif anbot, der goldfarben war, hatte der Soldat dies so-fort erkannt und den Armreif mit dem Ausruf „Blech!“ zu Boden geschleudert.

Auf fast abenteuerliche Weise gelang es dann meiner Mutter, zum Teil wie-derum per Badner-Bahn, zurück nach Wien in die Wohnung zu gelangen. Da die Bahn bereits unterbrochen und viele Heeresfahrzeuge unterwegs nach Norden in Richtung Wien waren, wurde sie durch Autostoppen und gutes Zu-reden auf Teilstrecken von Heeresfahrzeugen mitgenommen, bis sie dann in Wien das letzte Stück zur Wohnung mit der Straßenbahn zurücklegen konnte. Gleich darauf wollte sie ein Interurbangespräch nach Baden anmelden, um ih-rer Mutter von der guten Heimkehr zu berichten, doch das Fräulein vom Wähl-amt teilte ihr mit, dass die Leitung nach Baden unterbrochen sei, da die Rote Armee im Raum von Wiener Neustadt stehe und Panzerspitzen den Raum Ba-den bereits erreicht hätten.

Eines der letzten Plakate, die in ganz Wien affiziert wurden, lautete: „Wien ist zur Festung erklärt worden. Frauen und Kindern wird empfohlen, die Stadt zu verlassen.“ Nur womit und wohin, das konnte uns niemand sagen.

Es waren immer weniger Menschen auf den Straßen zu sehen und die öffentli-chen Vergnügungstätten wie Kinos und Theater hatten längst geschlossen.

Wir übersiedelten für die kommenden Tage und Wochen in den Luftschutzkel-ler. Für zwei Personen wurde ein Bett, das von der eigenen Wohnung mitge-bracht wurde, zugeteilt und nur für die Zubereitung der kargen Mahlzeit und für das Essen eilte man in die Wohnung. Ansonsten saß man einigermaßen ge-schützt im Keller um den Radioapparat. Es gab noch einige Genossen, die vom Endsieg, von V1 und V2 und der „Wunderwaffe“⁸ faselten. Man hörte ihnen mit halbem Ohr zu und war vorsichtig mit den Kommentaren. Die Kriegspropagan-da lief bis zum Schluss auf vollen Touren, doch war sie mehr und mehr von Durchhalteparolen durchsetzt. Die letzte offizielle Frontmeldung, die uns im Luftschutzkeller per Drahtfunk erreichte, berichtete vom Fall von Budapest und dem Vormarsch der Roten Armee in Richtung Plattensee – doch wenige Tage später waren die Soldaten der Roten Armee schon in unserer Straße.

⁸ V-Waffen oder Vergeltungswaffen wurden von den Nationalsozialisten als Mittel propagiert, im Krieg die große Wende herbeizuführen. Als ultimative „Wunderwaffe“ galt die Atombombe.

Die Soldaten der Roten
Armee erobern Wien

Die Soldaten der Roten Armee erobern Wien

Mein Vater, damals 53-jährig, der bisher keine Wehrausbildung erhalten hatte, wurde im auslaufenden Winter 1945 zum Volksturm eingezogen. Im Café Ostende am Wiedner Gürtel erhielt er eine kurze Einweisung zur Bedienung eines Gewehrs mit anschließender kurzer Schießübung, bei der sich herausstellte, dass nur falsche Munition vorhanden war, die nicht in das Gewehr passte. Trotzdem sollte er dann vom ersten Stock dieses Hauses den Wiener Südbahnhof gegen die anrückenden Truppen verteidigen. Schon nach den ersten Schüssen eröffneten diese das Feuer auf das Haus und mein Vater zog sich kriechend im Schutz der Hausmauer mit den anderen Volkssturm-Männern in einen sicheren Bereich zurück. Von dort gelang es ihm durch seine Ortskenntnis, der SS auszuweichen und unter Lebensgefahr nach Hause zu kommen. Erschöpft aber glücklich tauchte er dann in unserem Luftschutzkeller auf und blieb, um nicht entdeckt zu werden, bis zum Umbruch im Keller und im Bereich des Hauses.

Einige der Bewohner verließen den Luftschutzkeller und gingen in den Hausflur, wo auch einige deutsche Soldaten standen und mit uns ins Gespräch kamen. Sie versicherten uns, bis zum Schluss kämpfen zu wollen – dies war ihre Überzeugung und stand außer Frage. Bald verließen sie uns in Richtung Stadtzentrum.

Genau habe ich noch das Kommen des ersten Soldaten der Roten Armee in unsere Gasse vor Augen: Er näherte sich vom Süden, von der Margaretenstraße, der Kreuzung mit der Schleifmühlgasse und verharnte kurz vor dem Uhrengeschäft Böhnel. Mit einem Revolver in der rechten Hand sicherte er das Gelände für den Nachzug von Soldaten in Richtung Operngasse und Stadtzentrum. Einer Handbewegung in Richtung Stadtzentrum folgend, rückten weitere Soldaten vor. Wir standen neugierig im etwas geschützten Hausflur, abwartend, was mit uns geschehen sollte. Da fast keine Schüsse fielen, war die Lage angespannt-ruhig. Wir dachten nur, die Soldaten könnten ja nicht alle Zivilisten umbringen und wir hätten bald das Ärgste überstanden, denn die deutsche Propaganda hatte nur Meldungen über die Gräueltaten der Roten Armee verbreitet. Diese Ruhe wurde durch die ersten Einheimischen unterbrochen, von denen die Soldaten mit den Worten „Ura, Ura“ die Armbanduhr abverlangt hatten. Bald zeigten viele Soldaten als erste Trophäe eine große Zahl von Uhren an ihren Unterarmen.

Schnell lernten wir noch andere, sehr wichtige russische Worte, von denen mir die Folgenden noch in Erinnerung sind: „Davay – los, weg, saprali – stehlen, stoi –

halt, dobryy-den – Guten Tag, do svidaniya – auf Wiedersehen, gostpodin – Genosse, rabonik – Arbeiter, towarisch – Genosse, spasibo – danke, voda – Kumpel, nitschewo – weiß nicht, khorosho – in Ordnung.“

Und es rissen alle Stricke: Wir hatten keine Scheiben in den Fenstern, keine Kohle zum Heizen, kaum etwas zu essen, kein Gas zum Kochen, nur beim Kellerwandbrunnen und in den unteren Stockwerken fallweise Trinkwasser, sonst mussten wir uns mit Kannen und Kübeln beim nächsten Hydranten anstellen. Ohne Strom hatten wir in der Nacht kein Licht in der Wohnung und auch kein Öl für die Grubenlampe meines Vaters. Wir saßen um eine aus Paraffin, mithilfe der Hülsen, die man zur Anfertigung von Schaumrollen verwendet, selbstgemachte, raßende Kerze, bei der immer der Docht nachgeschnitten werden musste – doch sie gab etwas Licht und Wärme. Aber die Familie war beisammen, eine Hausgemeinschaft war eine gewisse, gegenseitig sorgende Klammer, wir waren – bis auf eine leichte Ruhr – einigermaßen gesund und es gab keine zermürenden Bombenangriffe mehr. Auch konnten wir in der Nacht einigermaßen schlafen. So machte sich langsam ein gedämpfter Optimismus breit und ein Aufbauwille, denn wir hatten das Ärgste schon überstanden.

Es ist nicht möglich, eine scharfe Grenze zwischen der Einnahme Wiens durch Truppen der Roten Armee, dem Durchgang der Front und der Nachkriegszeit zu ziehen, vor allem auch deshalb, weil erst am 8. Mai der Waffenstillstand unterzeichnet wurde und vorher über längere Zeit die Donau die Frontlinie zwischen den Soldaten der Roten Armee im Süden und den deutschen Truppen jenseits der Donau, die noch erbitterten Widerstand leisteten, bildete. Wir hörten Tag und Nacht das Artilleriefeuer, nur die zermürenden amerikanischen Boden- und Tieffliegerangriffe hatten ihr Ende gefunden: Alle waren erleichtert.

Mein Bruder bastelte ein Detektorradio mit einem Kristall zusammen und konnte auf diese Weise ohne Strom über Kopfhörer die Nachrichten- und Musiksendungen des Rundfunks hören. Bald erschienen die ersten Zeitungen und Illustrierten in Farbe – eine kleine Sensation.

Eines Nachts eilte mein Bruder plötzlich zum Fenster, blickte auf die Schleifmühlgasse hinunter und brüllte nur: „Raus!“ Ein heller Feuerschein erhellte die Gasse: Im Erdgeschoß des Nebenhauses brannte lichterloh ein Geschäft. Wir dachten alle: „Jetzt, nach dem Krieg, hat es uns erwischt und unser Haus brennt ab.“ Sofort warfen wir uns in die Kleider und stolperten eilig das finstere Stiegenhaus hinunter, nahmen Feuerpatschen und Eimer mit Wasser mit,

um den Brand zu löschen. Mehrere Leute waren schon vor dem brennenden Geschäft versammelt und bekämpften, so gut es ging, den Vollbrand. Plötzlich tauchte jemand mit einem Feuerwehrschauch auf, der Schlauch schwoll an und ein erster Wasserstrahl dämmte zischend das Feuer ein. Es war wie ein Wunder. Bald war der Hauptbrand unter Kontrolle, nur kleine Glutnester und ein intensiver Rauchgeruch waren am nächsten Morgen Zeugen von diesem nächtlichen Abenteuer. Das Geschäft, es war ein Modegeschäft für Damen und auf Dessous spezialisiert, wurde sofort von Einheimischen wie Soldaten geplündert, was aber nicht besonders auffiel. Auffällig war nur die Tatsache, dass in den nächsten Tagen viele Pferde, die vor den Panjewagen gespannt waren, plötzlich rosafarbene Schutzdecken trugen, die beidseitig unter dem Kummel hervorlugten und Damenmiedern nicht ganz unähnlich waren.

In den von Soldaten der Roten Armee besetzten Bezirken wurde in Mittelschulen Russisch als Pflichtfach gelehrt, sehr zum Unwillen der Schüler. Da in unmittelbarer Nähe unserer Wohnung später Besatzungssoldaten mit ihren nachgekommenen Familien einzogen und diese auch in österreichischen Geschäften ihre Einkäufe tätigten, kamen wir auch mit ihnen in eine lose Verbindung. So habe ich auch etwas Russisch aufgenommen, das mir heute noch in vielen Belangen hilfreich ist.

Der erste Schock hatte sich bald gelegt, wir gingen jeden Abend in den Luftschutzkeller und harrten der Dinge, die kommen sollten. Die Stimmung war gedämpft, doch nicht desperat.

Das Schlafen zu zweit in einem Bett, das Ausharren und Nachsehen, was sich draußen abspielt, gehörten zum tagtäglichen Ritual. Zudem auch das immer wiederkehrende Kommen von Soldaten, die vor allem nach deutschen Wehrmachtsangehörigen suchten und dabei nicht nur den Keller, sondern alle Wohnungen des Hauses durchsuchten. War eine versperrt, dann genügte ein kräftiger Schlag mit dem Gewehrkolben und die Tür sprang auf. So begleiteten wir sofort die Soldaten und hatten auch alle Wohnungsschlüssel parat, um sofort die Wohnung öffnen zu können.

Auch Einquartierungen von Soldaten waren spontan möglich. Eine solche erfolgte in einer Wohnung im ersten Stock unseres Hauses. Die Soldaten nahmen die Wohnung in Beschlag und die Mieter konnten nur das Wichtigste mitnehmen. In der allgemeinen Panik hatten sie alle Dokumente in der Wohnung zurückgelassen und waren ziemlich verzweifelt. Also beschrieben sie meinem

älteren Bruder genau, wo die Dokumente lagen und wie er diese herausholen könne. Da die Soldaten nie gegen Kinder oder alte Leute vorgingen, konnte mein Bruder durch das Bringen von Brennholz für das Badezimmer und andere Dienste ein gewisses Vertrauensverhältnis aufbauen und es gelang ihm, in weitere Bereiche der Wohnung vorzudringen und schließlich an die Papiere heranzukommen. Überglücklich waren die Besitzer, als sie ihre Dokumente in Empfang nehmen konnten.

Die ersten Tage und Wochen der Besatzung waren alles andere als lustig: Überall wurde geplündert, nicht nur von den Soldaten, auch viele Einheimische benützten die aufgebrochenen Geschäfte und Magazine zur Selbstbedienung. Es gab nach der Zeit (und leider auch vor der Zeit) von Hunger und Entbehrungen viel kostenlos zu holen. In unserer Nähe befand sich ein gutes Delikatessengeschäft. Meine Mutter bat noch vor Ostern die Inhaberin, die sie gut und lange kannte, um eine Flasche Wein und etwas Wurst und Fleisch für das Fest. Sie wurde barsch ob eines solchen Ansinnens abgewiesen, da ja alles für den Krieg bewirtschaftet sei und darüber hinaus auch nicht vorhanden war: „Deutsche Frau, wir befinden uns im totalen Krieg!“ Wenige Wochen später brachen die Soldaten das Geschäft und auch den Weinkeller auf und schossen mit der MP in die vollen Fässer, sodass sie schließlich im Wein wateten.

Im Nebenhaus wohnten zwei kinderlose Ehepaare, die durch die Propaganda große Angst vor den Soldaten der Roten Armee hatten. Auch dürften sie überzeugte Nationalsozialisten gewesen sein, was diese Angst noch verstärkte. Jedenfalls, als wieder einmal die Soldaten ins Haus kamen, um die Wohnungen zu durchsuchen, verhandelten die Männer an der Wohnungstüre mit diesen, während die Frauen nach vorheriger Absprache mit ihren Gatten eine große Menge des Schlafmittels Veronal einnahmen. Sie hatten von langer Hand vorbereitet, im Fall des Falles so zu handeln, um nicht lebend dem Feind in die Hände zu fallen. Wir wurden herbeigerufen und fanden die beiden Damen in den Ehebetten schlafend vor und wussten nicht, was wir tun sollten. Ein Magenauspumpen wäre theoretisch möglich gewesen, aber zu dieser turbulenten Zeit undurchführbar. Es war aber vereinbart gewesen, dass die Ehemänner auch Veronal nehmen sollten, doch zögerten sie, da sie nicht wussten, ob die Menge Veronal bei den Frauen zum Tod führen würde und sie vermeiden wollten, dass am Ende ein Ehepartner verstarb, während der andere überlebte. So saßen wir alle an den Betten und warteten ab. Schließlich entschliefen beide Frauen. Die Witwer waren ratlos und keiner konnte ihnen helfen. So fassten sie schließlich den Entschluss, sich doch nicht umzubringen. Vor uns lagen in

den Betten nun die toten Frauen und wir mussten handeln. Meine Mutter und andere Frauen erklären sich bereit, die beiden Leichen jeweils in einen Teppich einzunähen, damit man sie dann vom dritten Stock heruntertragen und beerdigen konnte.

Meine Vater und andere Männer hatten in der Zwischenzeit in einer kleinen Grünfläche in der Paulanergasse ein Grab geschaufelt, in das die beiden Leichen gebettet werden konnten. Der Kaplan der Paulanerkirche wurde gebeten, die Einsegnung vorzunehmen. So fanden hier die beiden Frauen ihre vorläufige Ruhestätte, denn später wurden sie dann auf dem Wiener Zentralfriedhof zum zweiten Mal beerdigt. Wir waren alle sehr betroffen und meine Mutter sagte mir später, dass dies die schwerste Aufgabe ihres Lebens gewesen war.

Da die Soldaten auch oftmals betrunken waren, standen Übergriffe auf der Tagesordnung. Junge Mädchen wie Frauen waren vor diesen nicht sicher und hielten sich meist versteckt. Da von der Besatzungsmacht alles durchsucht und aufgebrochen wurde, war man auch in den Luftschutzkellern nicht mehr sicher. Die Keller waren nämlich durch Durchbrüche miteinander verbunden, sodass man unterirdisch und somit hindernisfrei von Haus zu Haus gelangen konnte. Dies war eine Gefahrenquelle, die wir bald erkannten. Daher übersiedelten wir vom Luftschutzkeller in zwei Wohnungen: Die Männer, so auch mein Vater, in die Hausmeisterwohnung im Erdgeschoß, Frauen und Kinder, so auch mein Bruder und ich, in unsere Wohnung, da diese im dritten Stock lag und somit die höchstgelegene war.

Diese Konfiguration hat sich als sehr vorteilhaft erwiesen und wurde über mehrere Wochen praktiziert. Wenn die Soldaten kamen, dann wurden sie gleich im Parterre von den Männern empfangen, auch von unserem Hausmeister, der dank seiner tschechischen Wurzeln etwas Russisch beherrschte und die meist betrunkenen Soldaten bestimmt nicht mit Kosenamen bedachte. Seine dröhnende Stimme fand im hohen und stockfinsternen Stiegenhaus eine furchterregende Verstärkung. Wir erlebten diese „Besuche“ fast jede Nacht und hörten den Lärm, doch wähten wir uns im höchsten Stockwerk in relativer Sicherheit.

So kamen täglich bei Einbruch der Dunkelheit – es gab kein elektrisches Licht oder sonstige Beleuchtung – die Frauen und Kinder vom Haus in unsere Wohnung zum Schlafen. In jedem Zimmer waren Betten aufgestellt, für zwei Personen ein Bett. Die Stimmung war gelöst-optimistisch, denn wir hatten ja das Ärgste, die Bomben und die Front, überlebt und es konnte nur mehr besser werden.

Es wurde besser, aber nur sehr, sehr langsam. Man gewöhnte sich an die beengten sanitären Einrichtungen, das Tröpfeln von Wasser aus dem Wasserhahn und die Gespräche drehten sich um die Frage, wo man vielleicht etwas zu essen bekommen könnte. Ich kann nicht mehr sagen, womit wir uns in dieser Zeit ernährt haben. Wir waren alle stark abgemagert, meine Mutter hatte seit Beginn des Krieges rund ein Drittel ihres Gewichts verloren – sie brach einmal in der Toilette zusammen („Mir wurde plötzlich Schwarz vor den Augen.“) –, mein Vater, ein leptosomer Typ wie ich, verlor auch viel an Gewicht und ich hatte Ruhr und war mehr als schlank. Wir waren so schwach, dass wir uns beim Gehen an der Hausmauer mit einer Hand abstützen mussten und vor den kaum frequentierten Kreuzungen innehielten, um die nötige Kraft für das Überqueren der Straße zu sammeln.

Jahre später, als ich schon in der 6. Klasse Mittelschule war, textete ein Schulkollege für den Sitzplan in der Klasse unter Bezugnahme auf meine Statur: „Othmar Nestroy, das Skelett, wird im Leben niemals fett.“ Er sollte recht behalten.

Die erste Gruppe von Soldaten durchsuchte alles, vor allem nach deutschen Offizieren, weiter wurde aber auch alles, was nicht niet- und nagelfest war, „organisiert“. Daran waren auch Einheimische beteiligt, die sich die aufgebrochenen Läden und Keller zunutze machten und sich an diesen Aktionen beteiligten.

Bei diesen Durchsuchungen stießen die Soldaten auch auf zoologische Präparate, die vom Theresianum, ehemals NAPOLA, in den Keller der Paulanerkirche verlagert worden waren. Einige Präparate waren in Glaszylindern auf senkrechten Milchglas- oder Porzellanscheiben mit Drähten befestigt. Die Zylinder waren üblicherweise mit Spiritus gegen die Austrocknung der Präparate gefüllt. Diese bräunliche Flüssigkeit erregte bei vielen Besatzungssoldaten ein besonderes Verlangen und nach Abschlagen des Zylinderkopfes wurde der „veredelte“ Brennspiritus in einen anderen Hohlraum umgefüllt.

Sehr bald nach Kriegsende begann eine Naturalienwirtschaft, die bald seltsame Blüten trieb. Interessanterweise war einer der ersten Umschlagplätze der Resselpark, das kleine Geviert zwischen der Evangelischen Schule und der Wiedner Hauptstraße im Bereich des Karlsplatzes, der bis heute seinen speziellen Reiz für offiziöse Handlungen nicht verloren hat. Soldaten der Besatzungsmacht wie Einheimische fanden bald Kontakt und der Schleichhandel begann sich zu etablieren. Woher die Waren kamen, kann ich nicht sagen. Ich

weiß nur, dass viele Lebensmittel, die man seit Jahren nicht mehr in den Regalen gesehen hatte, plötzlich da waren. Auf der anderen Seite verkauften viele Einheimische ihren Hausrat, um etwas zu essen zu bekommen. Es soll sogar so weit gegangen sein, dass ein Bösendorfer-Flügel für Lebensmittel eingetauscht wurde. Hauptsächlich wurden Mehl, Zucker, Butter und Schmalz zu stark überhöhten, aber doch „geregelten“ Preisen gehandelt – Feilschen stand auf der Tagesordnung und entwickelte sich zum Volkssport, denn jeder gute Wiener wusste um den „Tageskurs“, der „auf dem Schleich“ an diesem Tag aktuell war. Auch hier machte ein Witz die Runde: Trifft ein Wiener einen guten Bekannten auf der Straße mit einem Kindersarg auf der Schulter. Betroffen fragt er ihn, wer denn gestorben sei. Dieser antwortet nüchtern: „Gestorben ist gottlob niemand, nur war er heute auf dem Schleich zu bekommen.“

Was genau wir gegessen haben, kann ich nicht mehr sagen. Es waren meist Erbsen und/oder Bohnen mit Würmern, die wir dann irgendwie aufwärmten – meist auf dem Hausfreund – und einnahmen, weiße Bohnen in amerikanischen Dosen mit einem Hering in der Mitte, Maisgries, den meine Mutter aufkochte und den wir dann heißhungrig aßen. In Dosen bekamen wir Kokosbutter – eine Delikatesse. Was an Fleisch angeboten wurde, kann ich auch nicht sagen, doch vermute ich sehr, dass wir neben Pferdefleisch, das wir an der Farbe und der Langfasrigkeit erkannten und mit dem wir widerwillig zum ersten Mal Bekanntschaft machten, auch das Fleisch von Hunden, das etwas süßlich schmeckte, und von Katzen – als Hasenfleisch deklariert – gegessen haben. Wir waren eben hungrig und in der Großstadt Wien war die Lebensmittelversorgung schlechter als in anderen Städten oder auf dem Lande. Nach dem Essen wurde der Teller mit Brot (falls vorhanden) nicht nur blank geputzt, sondern auch abgeschleckt.

Eine Hausgehilfin brachte zu dieser Zeit meiner Mutter aus dem Burgenland zwei tote Vögel, in der Größe von jungen Raben. Wir waren über die zu erwartende Köstlichkeit hocherfreut und meine Mutter begann mit der Vorbereitung dieses Geflügels. Doch es wurde nicht und nicht weich. Stundenlang stand es auf dem Herd, doch es blieb furchtbar zäh. Als ultima ratio kam es dann in die Fleischmaschine und sollte in Form von Faschiertem eine neue Konfiguration finden. Doch auch in dieser Form war es ein hartes Stück – aber wenigstens waren wir etwas länger nicht so hungrig.

In der Nebenwohnung wohnte ein junger Mann, der studierte. Seine Eltern waren Bauern in Zwölfaxing, unweit außerhalb der Stadtgrenze von Groß-Wien.

Wir sind – ich weiß nicht, auf welche Weise – mit Rucksäcken hingefahren und durften auf den abgeernteten Getreidefeldern die stehengebliebenen Ähren abschneiden und die auf den Boden liegenden einsammeln. Wir machten dies mit normalen Scheren und konnten die Rucksäcke mit dem köstlichen Gut vollstopfen. Daheim baute mein Vater, der sehr geschickte Hände besaß, eine kleine Windmühle aus Pappdeckeln, durch die in der Küche Spreu vom Weizen getrennt werden konnte. Die Körner haben wir dann in der Mohnmühle gerieben, das Vollkornmehl mit Wasser vermischt und den Teig dann im Rohr gebacken. Es sah nicht allzu schön aus, aber es füllte einigermaßen den Magen.

Bald nach Kriegsende wurden über den „Mundfunk“ Hamsterfahrten organisiert. Diese waren jedoch mit beachtlichen physischen Belastungen verbunden. Die Abfahrt einer solchen Hamsterfahrt erfolgte frühmorgens bei einer Spedition in der Nähe des Wiener Westbahnhofs – wir mussten (natürlich) zu Fuß von der Schleifmühlgasse dorthin gehen. Der Lkw war notdürftig für den Personentransport adaptiert: Im Laderaum wurden, wie bei den Heeresfahrzeugen, in der Längsrichtung Holzbänke fixiert und nur eine einfache Plane diente als Schutz gegen Kälte, Wind und Regen. In diesem Ambiente ging die Fahrt über die nur zum Teil asphaltierte und holprige B 1 von Wien in Richtung Pöchlarn, wo es eine kurze Erholungspause zum Vertreten der Füße gab. Dann ging es weiter in Richtung Pregarten. Da die Grenze zwischen Nieder- und Oberösterreich im Bereich von Enns und Mauthausen über einer längeren Strecke in der Strommitte der Donau verläuft, und dieser Teil Oberösterreichs zur russischen Besatzungszone gehörte, war ein Grenzübergang an der (legendären) Ennsbrücke in die amerikanische Besatzungszone mit Risiken und großem Zeitaufwand verbunden. So erfolgte die Donauquerung bei Ennsdorf auf niederösterreichischem Gebiet. Für diese Querung stand jedoch nur eine Eisenbahnbrücke zur Verfügung, auf der in aller Eile nach Kriegsende mittels Holzbohlen auf beiden Seiten und zwischen den Geleisen ein gleiches Niveau geschaffen worden war, das auch von Pkws und Lkws befahren werden konnte. Während einer solchen Donauquerung kam uns einmal ein Zug entgegen. Da man langsam und auf Sicht fuhr, legte der Lenker des Lkws routiniert den Retourgang ein und stieß vorsichtig zurück, bis er das Ende der Brücke erreicht hatte und durch einen Schwenk für den Zug die Geleise freigeben konnte – man hat sich kaum darüber aufgeregt.

Einschub

Von Pregarten ging dann auf klapprigen und hart gefederten Fahrzeugen auf staubigen Straßen die Fahrt zu den bekannten Bauern weiter.

Die Rückfahrt erfolgte auf ähnliche Weise und auf derselben Route, doch war man froh, wenn man mit etwas Essbarem im Rucksack, angestaubt und zertrüftet von den holprigen Straßen, wieder heil in der Nähe des Westbahnhofs angekommen war.

Unser Haustor war wegen des durch die Bombenangriffe ausgelösten Luftdrucks zum Großteil zertrümmert, sodass es weder auf- noch zugesperrt werden konnte. So musste über Tag ein Schließdienst eingerichtet werden, zu dem alle Hausparteien im Stundenrhythmus eingeteilt wurden. Dies funktionierte weitgehend und in der Nacht wurde die Haustür, soweit dies ging, verbarrikadiert. Da es noch ein Hinterhaus gab, war das Problem damit noch nicht vollkommen gelöst. So organisierten einige Männer des Hauses – mein Vater war auch dabei – die Bordwände eines zerstörten Lkws, zerschnitten diese auf die Flurbreite und errichteten zwischen zwei etwas vorspringenden Pfeilern eine etwa einen Meter breite Doppelwand, die mit einem starken Lichtkabel, das wir „organisiert“ hatten, verspannt wurde. Den Zwischenraum füllten wir mit einfachen Mauerziegeln, die wir von einem naheliegenden zerbombten Haus ebenfalls „organisiert“ hatten, und auf diese Weise entstand eine solide Trennwand. Sie war für uns über Monate sehr hilfreich.

Selbstverständlich war auch unsere Wohnung oft das Ziel eines „Besuches“ von Soldaten. Da wir schon von weitem den Lärm der genagelten Stiefel im Stiegenhaus hörten, öffneten wir gleich bereitwillig die feste Eingangstüre. So blieb die Tür verschont, nicht aber wir.

An ein Erlebnis kann ich mich noch besonders gut erinnern: Der Soldat war leicht betrunken und brachte eine volle Flasche Schnaps mit, vermutlich Sliwowitz, die er „organisiert“ hatte. Er lud uns alle auf einen Umtrunk ein. Wir mussten gute Miene zu diesem Spiel machen, mein Vater bekam gleich ein Wasserglas zur Hälfte angefüllt und sollte es austrinken. So gut er konnte, unterzog er sich dieser Aufgabe. Der Soldat blickte sich in der Wohnung etwas um, entdeckte keinen deutschen Soldaten und auch sonst kein Objekt seiner Begierde. Uns Kindern wollte er dann zeigen, wie ein Gewehr funktionierte. Er entsicherte das Gewehr und schoss, wenige Meter von uns entfernt, ein scharfes Geschöß in den Plafond. Der Knall war in dem geschlossenen Zimmer ohrenbetäubend und wir brachen in lautes Weinen aus. Auch meine Eltern waren dem Schock nahe. Der Soldat dürfte unsere Bestürzung gesehen haben und verließ dann sehr rasch unsere Wohnung.

Aber auch andere Erlebnisse aus dieser ersten Besatzungszeit haben sich mir eingeprägt.

Am helllichten Tag hörten wir einmal im Nebenhaus lautes Geschrei, aber nicht von Einheimischen, sondern von einem Besatzungssoldaten. Da zerrte ein russischer Offizier einen Soldaten brutal aus dem Haus auf die Gasse, nahm seinen Kopf – er war kahlköpfig – in beide Hände und schlug diesen so fest auf das Granitpflaster, dass das Blut nur so spritzte. Betroffen sahen wir zu, nicht wissend, ob der Soldat bei einer Vergewaltigung oder einer Plünderung überrascht worden war. Einige Zeit blieb er regungslos liegen, dann rappelte er sich auf und ging mit blutigem Kopf weg.

Einige Zeit nach dem Umbruch musste mein Vater eine Dienstreise von Wien nach Kapfenberg zur Firma Böhler machen. Am Morgen zog er den grauen Luftschutz-Overall an, nahm einen langen Lederriemen mit und pilgerte zu Fuß zum alten Südbahnhof. Die Entfernung betrug eine halbe Stunde. Am Bahnhof versuchte er im Waggon einen Platz zu ergattern, doch er war rund eine Stunde vor der planmäßigen Abfahrt des Zuges reichlich spät dran. So waren nur mehr „Dachplätze“ vorhanden. Davon konnte er sich über die Waggonleiter einen okkupieren und sicherte sich mit dem Lederriemen an einem der Belüftungskamine auf dem bombierten Dach des Zweiachsers, damit er auf der holprigen Fahrt und speziell in den Kurven nicht herunterfiel – aber so rasch ging es damals auch nicht bei der Bahn. Heikel war die Fahrt durch die Tunnel, nicht durch den kurzen bei Gumpoldskirchen, sondern durch die zahlreichen auf der Semmeringstrecke, da man hier nicht nur wegen des engen Querschnitts auf den Kopf aufpassen musste, sondern auch den Rauchgasen aus den mit voller Kraft fahrenden Dampflokomotiven längere Zeit intensiv ausgesetzt war. Man war aber durch den Krieg „geeicht“ und konnte auf gegenseitige Hilfe bauen. Nicht gerade sauber kam mein Vater dann in Kapfenberg an – an eine Dusche war nicht zu denken –, aber anderen ging es auch nicht besser. Da wir von den Jahren in Kapfenberg noch gute Bekannte hatten, bekam mein Vater als besonderes Geschenk einen kleinen Rucksack voll mit Erdäpfeln und brachte diesen auch gut nach Wien. Unserer Freude war riesengroß und wir hatten ein Festessen!

Mein Onkel war – wie es damals hieß – praktischer Arzt im 1. Bezirk und besaß schon im Krieg einen Pkw, einen Steyr 120 (eine „Schildkröte“), für uns alle eine kleine Sensation. Dieser Wagen wurde im Zuge der Kriegsereignisse in Wien gestohlen und erst Jahre später konnte sich mein Onkel ein neues Auto

kaufen, einen Fiat. So musste er alle Visiten zu Fuß machen, doch die Zahl der Akutkranken war relativ überschaubar. Infolge der kriegsbedingten jahrelangen Diät waren Personen, die unter Magen, Leber- und Gallenerkrankungen litten, fast „pumperlgesund“ und erst bei der besseren Versorgung mit Nahrungsmitteln oder zu den Feiertagen, mit deftigen und fettreichen Speisen, traten die alten Krankheiten wieder auf.

Eine Tages verbreitete sich das Gerücht, dass im Schlachthof von St. Marx lebende Rinder zu bekommen wären. Mein Vater, andere Männer und ich machten uns, mit Stangen zum Heimtreiben ausgestattet, auf den Weg in Richtung St. Marx. Nach gut einer Stunde waren wir am Ziel unserer Wünsche, doch was wir sahen, entsprach keineswegs unseren hochgesteckten Vorstellungen: Zu Hunderten lagen die verendeten Tiere auf den Böden des Schlachthauses, mit gespreizten Beinen, aufgebläht, mit offenem Flotzmaul, aus dem die Zunge hing. Koje für Koje bot denselben Anblick, untermischt mit starkem Verwesungsgeruch. Kein Funken Leben war hier zu sehen. Unverrichteter Dinge verließen wir diese Stätte des Grauens und kamen mit leeren Händen heim.

Wenige Tage, nachdem die Front über unser Wohnviertel gezogen war, machten mein Vater und ich uns auf den Weg, um nachzusehen, ob mein Onkel und meine Tante, die etwa eine halbe Gehstunde entfernt in der Spiegelgasse gewohnt hatten, noch am Leben waren. Wir gingen durch die Kärntnerstraße von der Oper in Richtung Stephanskirche – die Oper wie der Stephansdom brannten noch. Die Kärntnerstraße war voll mit Besatzungssoldaten, die sich dort mit ihren Pferden und Panjewagerln häuslich niedergelassen hatten. Die Halfter der Pferde waren um die hölzernen Steher der Geschäftsportale geschwungen und die Lage war eigentlich ruhig. Einheimische wie auch die Soldaten schauten sich zwar misstrauisch-neugierig an, doch es gab bei Tag kaum Übergriffe. Zwischen den Wägen war Stroh aufgeschüttet, vermutlich zugleich Futter für die Tiere und Schlafstatt für die Besatzer. Im Hintergrund war noch das Mündungsfeuer der deutschen Artillerie vom nördlichen Donauufer deutlich zu hören, denn der Krieg und auch der Kampf um Wien waren in diesen Apriltagen noch nicht zu Ende.

Mein Onkel und meine Tante haben die Front gut ohne körperlichen und materiellen Schaden überlebt, allein das Vis-à-vis-Haus brannte seit Tagen lichterloh und niemand konnte das Feuer eindämmen; nur die Hauptmauern blieben stehen.

Es war ein schöner und früher Frühling. Soweit die Parkanlagen nicht zerstört waren, blühten die Forsythien, Mandelbäume, Magnolien und die Kornelkirschen – ein belebend-erfrischender Gegensatz zu den trostlosen Brandruinen und durch Sprengbomben zerstörten Häusern in den Straßenfluchten.

Während der Monate April und Mai war an Schulunterricht nicht zu denken – der Kampf um Wien war noch im Gang – doch schon im Juni besuchte ich wiederum eine 1. Klasse, diesmal in der Waltergasse in Wien-Wieden. Es war dies nur behelfsmäßiger Unterricht, doch mit Hausaufgaben und Verbesserungen, und am Ende bekam ich eine einfache Bestätigung über die erfolgreiche Teilnahme am Unterricht in dieser Schule. Auf diese Weise habe ich kein Schuljahr verloren und durfte im Herbst 1945 die 2. Klasse im Akademischen Gymnasium am Beethovenplatz besuchen.

Das Leben normalisiert sich
und der Wiederaufbau beginnt

Das Leben normalisiert sich und der Wiederaufbau beginnt

Der Waffenstillstand am 8. Mai 1945 war eine erste große Zäsur für das Wiedererstehen unseres Landes. Wir erfuhren davon im Radio und waren nun sicher: Der Krieg war vorbei. Die letzte Aussage des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels – „Alles ist in diesem Kriege möglich, nur eines nicht, dass wir jemals kapitulieren!“ – war uns noch im Gedächtnis, doch nun hatte sich durch die bedingungslose Kapitulation das Blatt gewandt und eine neue Zeit hatte begonnen.

Wenn in der Poesie Österreicher als „Phäaken“ und „Volk der Tänzer und der Geiger“ bezeichnet werden, dann wurde dies oft sehr abwertend gemeint, doch die harte Wirklichkeit nach dem Krieg hat diese Beurteilung widerlegt. Zwar war man „ehrlos, wehrlos und rechtlos“ – so eine Parole, die knapp vor Kriegsende noch lautstark verbreitet wurde (und sich auch bewahrheitete) –, doch es war vor allem eine mentale Wende: Wir waren zwar wieder Herr im eigenen Haus, aber die Not und der Mangel an allem waren erdrückend und hatten noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Das Versorgungssystem war zusammengebrochen, Nahrungsmittel kamen nur spärlich nach Wien. Die Aufrufe, wieviel von einem Lebensmittel auf einem bestimmten Abschnitt auf der Lebensmittelkarte erhalten werden kann, waren Tagesgespräch und der Schleichhandel blühte. Ich weiß nicht wie, aber wir kamen durch, denn wir hatten zumindest Wasser, da die Amerikaner bewusst die Wiener Hochquellenleitungen geschont und nicht bombardiert hatten.

Die inzwischen mehrmals wiederholte und damit allgemein bekannte Weihnachtsbotschaft vom damaligen Bundeskanzler Dipl.-Ing. Leopold Figl brachte die damalige Situation mit wenigen Worten einprägsam auf den Punkt.

Alles war zusammengebrochen, außer Wasser in den unteren Stockwerken und bei Hydranten auf den Straßen hatten wir praktisch nichts, denn auch die Lebensmittelversorgung lag darnieder. Da das Wasser in den diversen Behältern wie Kannen und Eimern nur einige Tage genieß- und somit brauchbar war, musste man immer auf der „Pirsch“ sein, um frisches Wasser aufzuspüren. Infektionskrankheiten waren nicht ausgeblieben, doch blieben sie in einem überschaubaren Ausmaß. Es gab kein Stadtgas – eine für uns wichtige Hauptgasleitung in der Gußhausstraße war von Bomben getroffen worden, im Krater sah man das zerborstene Rohr –, Strom gab es nur stundenweise und unregelmäßig, und es gab keine Kohle zum Heizen, keine Scheiben für die Fenster – aber wir hatten überlebt und die Familie war beisammen. Die Wohnung war nur „durchgeblasen“, wie der damalige Ausdruck für leicht bombengeschädelt.

digte Objekte hieß: Türstöcke und Fensterstöcke waren durch den Luftdruck von nahen Bombeneinschlägen um Zentimeter verschoben. Überall klappte ein kleiner Hohlraum und es klemmte ein wenig in den Ecken, doch Türen und Fenster waren noch einigermaßen funktionstüchtig. Der Putz war von den Wänden teilweise heruntergefallen, der Plafond zeigt einen durchhängenden „Bauch“ und die Fliesen im Badezimmer hatten sich von der Wand gelöst, waren aber nicht zerbrochen, da sie in die mit Wasser für Löschzwecke gefüllte Badewanne gefallen waren.

Mein Vater ging wieder ins Büro, das zwar ohne Fensterscheiben und ohne Heizung war, aber man musste sich „durchfretten“, und saß im Mantel für einige Stunden bei der Arbeit, um das Wichtigste zu besprechen und zu erledigen. Der Heimweg gestaltete sich schwierig, denn die Russen zwangen die Männer oftmals auf offenerer Straße mit vorgehaltener Maschinenpistole für einige Stunden zum Schuttwegräumen. Hatte man diese Arbeit so halbwegs erledigt, konnte man den restlichen Heimweg antreten. So waren wir oft in Sorge, bis mein Vater verspätet und ermüdet heim kam.

Es kam mehrmals vor, dass sich die Russen der Kleider von Männern bemächtigten. Diese wurden auf der Straße bis auf die Unterhose ausgezogen und konnten dann heimziehen. Dies war der Stoff für die Umdichtung des Titels eines bekannten Märchens: „Von einem, der sich fürchtete, ausgezogen zu werden.“

Für die vier Besatzungsmächte war zu propagandistischen Zwecken der Besitz von Rundfunkeinrichtungen von besonderem Wert. Wir wohnen im 4. Bezirk, in diesem befand und befindet sich noch immer das Hauptgebäude des Rundfunks. Dieses wurde von den russischen Besatzungsmächten sofort in Beschlag genommen und von dort wurde nicht nur das zensurierte, österreichische Programm über eine eigene Hausantenne ausgestrahlt, sondern auch mehrmals am Tage die oft penetrant pro-russische und anti-amerikanische Propagandasendung in der Reihe „Russische Stunde“. Doch auch in den übrigen Bundesländern etablierten sich unter Kontrolle der jeweiligen Besatzungsmacht neue Sender, wie „Alpenland“ und „Rot-Weiß-Rot“.

Gewissermaßen als Kontrapunkt zu den russischen Radiosendungen in Wien veranstalteten die britischen Truppen oftmals ein opulentes „Military Tattoo“ im Schlosspark von Schönbrunn, mit Aufmarsch verschiedener Truppeneinheiten wie auch schottischen Dudelsackpfeifern, die einen besonders positiven Eindruck hinterließen, und einem abschließenden kleinen Feuerwerk.⁹

⁹ Die Bezeichnung Tattoo für eine Parade basiert auf der im 17. und 18. Jahrhundert in englischen Gaststätten gebräuchlichen Aussage „Doe den tap toe“, die das bevorstehende Schließen der Gaststätte – den Zapfenstreich – ankündigte. In der Folge wurde der Begriff für einen festlichen Zapfenstreich übernommen.

Da bis auf die Reichbrücke alle Brücken über die Donau und über den Donaukanal von den deutschen Truppen gesprengt worden waren, wurden notdürftige Übergänge von Pionieren der Roten Armee sofort in Angriff genommen. Ich erinnere mich noch an die hölzerne Aspernbrücke bei der Urania, die sogar von der Straßenbahn befahren werden konnte, und auch an die anderen Brücken über den Donaukanal, die zum Teil im Wasser lagen und über die man nur über einen provisorischen Holzladen und weiter über Teile der genieteten Bogenkonstruktion mit Schwindelfreiheit und etwas akrobatischen Fähigkeiten an das andere Ufer gelangen konnte. Es bestand entweder Einbahnverkehr mit Wartepflicht, oder man ging jeweils in zwei Reihen diszipliniert knapp hintereinander, denn soweit ich mich erinnern kann, gab es kein Geländer.

In der Wohnung hatten wir auch keine Scheiben in den Fenstern und keine richtige Heizung. Notdürftig hatten wir mit den Brettern der Jalousie, mit Pappendeckeln und Sperrholz die Fenster abgedichtet und nur ein schmaler Schlitz brachte etwas Licht in die Wohnräume. So war es nicht mehr so kalt im Winter, denn schon mehrmals hatte ich unter Frostbeulen an den Händen und Armen gelitten. Vor dem Schlafengehen legten wir einen im Ofen angewärmten und von Stoff ummantelten Ziegelstein zum Fußende in das Bett, da das Einschlafen mit kalten Füßen zu lange dauerte.

Die ersten „Institutionen“, die nach Kriegsende wieder öffneten, waren Gasthäuser. Die Fenster waren zwar ohne Scheiben, die Heizung kaum zu spüren, doch Durst und Hunger trieben die Wiener in diese heimeligen Lokalitäten. Mit Absicht nenne ich an erster Stelle den Durst, denn dieser konnte schon im Herbst 1945 mit Most und Sturm aus dem Weinviertel gestillt werden. Ganz in unserer Nähe war das Restaurant „Zum goldenen Hechten“, wo man diese köstlichen Flüssigkeiten im Herbst 1945 wieder käuflich erwerben konnte. Wie Most und Sturm aus dem russisch besetzten Weinviertel nach Wien gelangen konnten, ist mir bis heute ein Rätsel, doch sie waren da – und auch in ausreichender Menge und guter Qualität. So haben wir mit der gesamten Hausgemeinschaft im Herbst 1945 in unserer Wohnung zum ersten Mal das Ende des Krieges und das Überleben gefeiert. Es gab wenig bis nichts zu essen und nur Sturm aus dem oben genannten Restaurant zu trinken. Wir alle waren extrem abgemagert und vertrugen fast nichts, sodass schon bald der Alkohol seine positive wie negative Wirkung zeigte: Wir waren schlicht und einfach glücklich und gut aufgelegt. Mein Bruder, ein Freund von ihm und mir wurde die (ehrende) Aufgabe zuteil, für Nachschub von dem köstlich Nass vom „Hechten“ zu sorgen. So mussten wir uns oft auf den Weg von rund fünf Minuten ma-

chen, um in drei Steingutkrügen dem Auftrag nachzukommen. Ganz einfach war es ja nicht, denn die Soldaten waren ubiquitär, doch Kinder waren relativ sicher. Sicher war auch, dass auch wir ein Durstgefühl verspürten und es bei jedem „Einsatz“ durch einen kräftigen Schluck aus dem Steingutkrug stillten. So hatten wir langsam auch den Pegel der Gesellschaft von daheim erreicht, vielleicht auch etwas überschritten. Meine Erinnerung ist aber noch vorhanden: So weiß ich genau, wie mein Vater das Gästebuch zur Hand nahm und in seiner schönen Handschrift eine entsprechende Eintragung machte, die dann von allen Gästen unterschrieben wurde. War es die Erregung oder doch die Auswirkung des Sturm-Genusses – jedenfalls hat mein Vater seine Eintragung mehrmals korrigieren müssen.

Es stand niemals zur Debatte, ob der in den Apriltagen des Jahres 1945 zum Großteil niedergebrannte Stephansdom und die fast völlig ausgebrannte Staatsoper wieder aufgebaut werden sollen oder nicht – es war dies nur eine Frage der Zeit. Im Stephansdom wurde sofort im Hauptschiff vor dem Chor eine hölzerne Trennmauer aufgezogen, die dann verkleidet wurde, sodass die Restaurierungsarbeiten im völlig zerstörten Chor durchgeführt und im Hauptschiff bald wieder Gottesdienste abgehalten werden konnten; in der Zwischenzeit wurden die Messen in der Kirche Am Hof zelebriert.

In der Operngasse wurde eine Verladerampe für den Schutt der Staatsoper eingerichtet, damit dieser auf Plateauwägen der Wiener Straßenbahn abtransportiert werden konnte. Es war dies eine über Jahre in Betrieb stehende Anlage und wir glaubten kaum mehr, dass die Staatsoper irgendwann wieder in vollem Glanz erstrahlen sollte.

Mitte April 1945 war Wien gefallen, doch schon rund zwei Woche später, als noch der Krieg tobte, hatte Österreich eine provisorische Staatsregierung.

Schon am 1. Mai – der Krieg war noch nicht zu Ende, Österreich aber schon befreit – wurde im „Haus am Gürtel“ wieder Oper („Die Hochzeit des Figaro“) gespielt, gastierte das Burgtheater im Ronacher und im Konzerthaus musizierten wieder die Wiener Philharmoniker. Auf dem Heldenplatz – ich war dabei – spielten die Hoch- und Deutschmeister unter der Stabführung von Julius Hermann („Der blecherne Furtwängler“) groß auf. Es war dies nach Ende des Krieges das erste Volksfest mit österreichischen Märschen, Polkas und Walzern.

So war es auch kein besonderes Staatereignis, dass schon im August 1945 wieder die Salzburger Festspiele über die Bühne gingen und im Herbst desselben Jahres im Theater an der Wien Josef Krips den Taktstock zur E-Dur Ouvertüre des „Fidelio“ vor einem festlich gestimmten Publikum, in dem auch hochrangige Militärs der vier Besatzungsmächte in den vorderen Reihen Platz genommen hatten, hob. In den weiteren Jahren etablierte sich in diesem traditionellen Haus das legendäre Mozartensemble, von dem noch heute Besucher, Kritiker und Künstler schwärmen.

Doch blieben einige traditionelle Häuser von der Spitzhacke nicht verschont.

Ich erinnere mich an das Bürgertheater beim ehemaligen Hauptzollamt und an die Scala am Beginn der Favoritenstraße. In diesem Kino wie Theater fanden Welturaufführungen von Filmen statt und es war faszinierend, wenn die haus-eigene Orgel zu Stummfilmen oder bei festlichen Anlässen bespielt wurde.

Aber nicht nur die Hochkultur erblühte wiederum. Man spielte in den traditionellen Theatern, soweit sie nicht von den Bomben zerstört waren, und auch in kleineren und kleinsten Bühnen und Pfarrsälen hob sich der Vorhang zu Oper, Operette und Sprechtheater. Ich erinnere mich an sehr liebevoll inszenierte und meist von Amateuren mit Enthusiasmus gestaltete Aufführungen von Operetten wie „Dreimäderlhaus“ von Franz Schubert und Heinrich Berté und „Die Landstreicher“ von Carl M. Zierer. Es spielten fast ausschließlich Laiendarsteller in selbstgemachten Kostümen vor selbstgemachten Kulissen. Die Säle waren am Sonntagnachmittag voll, die Stimmung gut, denn man konnte für einige Stunden den Alltag vergessen.

Auch Schulaufführungen fanden statt. So brachte unserer Klasse als „Eigenproduktion“ im Festsaal der tschechischen Schule am Ziererplatz in Wien III. „Bürgerlich und romantisch“ von Eduard von Bauernfeld zur Aufführung. Jeder von uns hatte dabei eine Funktion: vom Schauspieler bis zum Platzanweiser. Verwandte und Freunde erwiesen uns die Ehre ihres Besuches und es war ein kleines Familienfest, ein zaghaftes Kennenlernen der Eltern untereinander wie auch von Eltern und Lehrern.

Auch sonst erblühte langsam wieder das Leben und Treiben in Wien. Im September fuhr wieder die erste Straßenbahn, der 41er vom Schottenring nach Pötzleinsdorf. Die Waggons waren alt und notdürftig repariert, die Oberleitung im wahrsten Sinne des Wortes „zusammengeflickt“, doch die Tram transpor-

tierte Personen von A nach B. Die Garnituren waren übervoll. Wie die Trauben hingen die Menschen an den Außenverkleidungen, über den Kupplungen und an den Trittbrettern. Der Schaffer hatte nach seinem Ruf – „Komplett!“ – oft Mühe, für einen Fuß ein Plätzchen auf dem Trittbrett zu finden.

Eine besondere Attraktion waren die aus New York gelieferten Straßenbahngarnituren, die sogleich als „Amerikaner“ bezeichnet wurden. Der Kasten war etwas breiter als jener der normalen Straßenbahn, doch das Innere komfortabler, denn die Sitze konnten umgeklappt werden, sodass alle Fahrgäste immer in Fahrtrichtung saßen. Bedingt durch die Überbreite konnten diese Garnituren nur auf der Linie 31 zum Einsatz kommen, da hier die Geleise mit etwas größerem Abstand verlegt waren. Die „Amerikaner“ waren viele Jahre im Einsatz und dank des guten Service konnten einige Exemplare fahrbereit zurückgestellt werden und stehen heute in einem Museum.

Im Herbst 1945 fanden die ersten Wahlen im wiedererstandenen Österreich statt. Ich war noch nicht wahlberechtigt, doch kann ich mich an die Wahlwerbung gut erinnern. Mit Plakaten und Flugzetteln, obwohl kein Papier für Schulbücher vorhanden war, haben die drei Parteien um Stimmen geworben, verstärkt durch Versammlungen in Gasthäusern und unter freiem Himmel. Es herrschte eine demokratische Aufbruchsstimmung, was auch in der hohen Wahlbeteiligung sichtbaren Ausdruck fand. Österreich war aber ein von vier Mächten besetztes Land, der Alliierte Rat war die oberste Instanz und behielt sich alle Entscheidungen vor. Die Regierungsmitglieder der damaligen Zeit, die Männer der ersten Stunde, waren keineswegs vor Übergriffen aller Art sicher und rückblickend ziehe ich noch heute vor diesen Personen den Hut.

Doch das Wien dieser Zeit wird auch aus einem ganz anderen Blickwinkel beleuchtet: von dem legendären Spionage-Thriller und inzwischen zum Klassiker gewordenen Film aus dem Jahre 1949 „Der dritte Mann“. Aus Neugierde war ich kurz bei den Dreharbeiten im Bereich der polnischen Kirche am Beginn des Rennwegs dabei. Um den besonderen Effekt von regennassem Kopfsteinpflaster zu erzeugen, wurde die Straße wiederholt mit Wasser aus einem Feuerwehrschauch befeuchtet, bis die Szene endlich im Kasten war. Sonst konnten alle Einstellungen im bombenzerstörten Wien ohne Kulissen gedreht werden. Bemerkenswert ist jedoch, dass in diesem amerikanischen Film so knapp nach Kriegsende auch österreichische Schauspieler zum Zug kamen – und auch der Heurige sowie das ebenfalls zum Klassiker gewordene Zitherspiel durften nicht fehlen, nämlich die Harry Line Suite vom damals fast unbekanntem Anton Karas in Sievering.

Wenn ich mich recht erinnere, stammt das Lied „Stell' dir vor, es geht das Licht aus...“, das von Maria Andergast und Paul Hörbiger in einem Heurigenkeller gesungen wurde, aus dem Filmklassiker „Hallo Dienstmann“, gedreht 1952. Dieser Text war aber keineswegs eine Anregung oder Aufforderung für ein amouroses Küsschen im Finstern, sondern beschrieb nur die nackte Realität, dass wir in Wien nur stundenweise elektrischen Strom hatten und solche plötzlichen Unterbrechungen oder sogar ein Zusammenbruch des Bundeslastverteilers zum Tagesgeschehen gehörten und nicht den Anlass für erfrischende „Zwischenspiele“ boten.

Die Zeit war ernst, aber nicht trostlos. Vielleicht hat die Tatsache, dass die Generation meiner Eltern zwei Mal einen Umbruch miterleben musste – einmal in ihrer Jugendzeit, nun in reiferen Jahren –, dazu beigetragen, dass sie das Geschehene leichter verkraften konnten. Doch die Unterschiede waren groß. Nach der Monarchie war ein Kaiserreich zu Ende gegangen, von Österreich war rund ein Achtel übriggeblieben, eine Reichsidee war zerbrochen und ein Friedensdiktat unter Protest angenommen worden. Man hatte nicht an die Lebensfähigkeit Rest-Österreichs geglaubt. Die Not nach dem Ersten Weltkrieg war eine psychische wie auch physische gewesen. Der Feind war zwar nicht im Lande gewesen, der Hunger nicht so groß, doch es hatte an allem gemangelt: Es hatte keine Hilfe aus dem Ausland gegeben, weder Rohstoffe noch Kunststoffe, um Dinge für das tägliche Leben haltbar zu erzeugen. So erzählten mir die Eltern, dass man bei Regen sich kaum auf die Straßen wagen konnte, weil sich die Schuhe bei Feuchtigkeit einfach aufgelöst hatten. Dazu hatte einfach der Glaube an ein Überleben Österreichs gefehlt.

Im Zweiten Weltkrieg hatten die Alliierten nun kämpfend große Teile unseres Landes erobert, viele Objekte waren durch Bomben und die Frontkämpfe zerstört worden, doch eine positive Aufbruchsstimmung ließ alle wieder Hand anlegen und ohne Auftrag „von oben“ den Schutt auf der Straße und in den Wohnungen wegräumen, die Glasscherben aufkehren und, soweit es eben ging, alles flicken und ausbessern.

Zwar fehlte es an Nahrungsmitteln und Baumaterial, doch langsam wurde es allgemein besser.

Große Hilfen kamen uns aus dem Ausland entgegen: So die UNRA-Hilfe von Amerika, der Marshallplan für den Wiederaufbau, der eine sehr positive Langzeitwirkung für die gesamte Wirtschaft des Landes hatte, Hilfe von anderen

Ländern wie der Schweiz und Schweden, CARE-Pakete für die Familien und auch die Schülerausspeisungen vom Schweizerischen Roten Kreuz. Diesen Institutionen sei an dieser Stelle nochmals Dank zum Ausdruck gebracht. Aus Überzeugung darf ich beifügen, dass unser gegenwärtiger Wohlstand und Reichtum neben diesen großzügigen Starthilfen aus dem Ausland auch das Ergebnis der produktiven Arbeit aller Staatsbürger und -innen ist, die nahezu ohne Streik kontinuierlich ihren Beitrag zum Wiederaufbau geleistet haben.

Der Unterricht in der Mittelschule in den ersten Jahren nach dem Umbruch lief etwa derart ab, dass wir morgens in die Klassen kamen, die in den ersten Jahren nach dem Umbruch keine Fensterscheiben, keine Heizung und kein elektrisches Licht hatten – wir saßen im Mantel in den Holzbänken. Rasch wurden die Aufgaben der letzten Stunde korrigiert und bewertet, dann die für die nächste Stunde diktiert – in der Unterrichtssprache, wie es damals hieß, denn Deutsch war nicht erlaubt. In Geografie hatten wir z.B. keine Atlanten, da diese noch auf das Deutsche Reich ausgerichtet und deshalb verboten waren. So wurden vom Geografieprofessor die einzelnen Seiten aus den Atlanten vorsichtig herausgelöst, um „scheibchenweise“ geografische Grundkenntnisse vermitteln zu können.

Schulbücher gab es aus Papiermangel nur sehr wenige und nur über die Schülertafel konnte man einige für das betreffende Jahr ausborgen und musste sie dann wieder zurückgeben. Außerdem gab es kaum Hefte. Das Papier war so schlecht, dass die Tinte darauf zerrann und ein Ausbessern unmöglich war. Hausaufgaben, namentlich Übersetzungsübungen, teils handgeschrieben, teils maschinengeschrieben, wurden in vielen Fällen hektografiert oder als Blaupausen verteilt, physikalische oder chemische Übungen oder gar Experimente waren kaum möglich. Dank des großen persönlichen Engagements der Lehrer haben wir in dieser beklemmenden Zeit viel, nicht nur als Lernstoff, sondern fürs Leben, gelernt. So ist mir ein Satz von unserem Mathematiklehrer noch im Ohr: „Wer behauptet, er hat sich noch nie verrechnet, der hat noch nie gerechnet.“ Dieser Satz hat mir in manchen Situationen wohl getan. Da der Turnsaal durch Bombenschäden unbenutzbar war, wurde der Turnunterricht bei Schönwetter im Hof abgehalten, bei Schlechtwetter in der Klasse. In der warmen Jahreszeit fand der Turnunterricht mehrmals nachmittags auf der Birkenwiese statt. Dies war eine einigermaßen wieder instandgesetzte Sportstätte, nur funktionierten die Brausen nicht und man musste dann verschwitzt wieder die lange Heimfahrt in der Straßenbahn antreten. Es war, falls ich mich recht erinnere, 1951 schon möglich, eine erste, von der Schule organisierte Land-

schulwoche abzuhalten. Wir waren in einem Gasthaus in Aggsbach-Markt untergebracht, recht einfach, aber immerhin gab es gutes Essen und einige Ausflugsmöglichkeiten. So kamen wir im Rahmen eines Ausflugs auch nach Loosdorf bei Melk und besuchten die dortige Molkerei. Am Ende dieser Führung bekam jeder von uns eine Wurstsemmel und ein Glas Milch. Es war dies für uns ein kaum fassbares Geschenk und mit Hochgenuss nahmen wir es an.

Pommes frites, Reis, Orangen, Bananen, Datteln oder Feigen habe ich erst viel später kennen- und eine Cadbury-Schokolade schätzen gelernt.

Es war kaum möglich, sportlichen Aktivitäten außerhalb von Wien nachzugehen: Es fehlte an Transportmöglichkeiten wie auch an Material. Für mich bestand nur die Möglichkeit, mit der Stadtbahn nach Hütteldorf-Hacking zu fahren, dort zu Fuß mit den Schiern auf die Himmelhofwiesen zu steigen und mit wenigen Schwüngen auf den „Eschenbrettln“ ohne Stahlkanten abzufahren so gut es ging. Es galt, Stürze zu vermeiden, denn die Schiausrüstung war keineswegs wasserdicht und nach einigen Stürzen war es vorteilhaft, rasch mit der Stadtbahn die heimatlichen Gefilde zwecks „Trockenlegung“ zu erreichen. Eine weitere Möglichkeit für Schifahren war in Kaltenleutgeben, doch die Hin- und Rückreise war mit den öffentlichen Verkehrsmitteln sehr zeitaufwändig. Beliebt war auch Eislaufen an verschiedenen Plätzen in Wien, doch war dies nur mit kaum geschliffenen „Schraubendampfern“ an den immer kalten Straßenschuhen möglich.¹⁰

Eisenbahnfahrten über die Demarkationslinie – im Westen die Ennsbrücke und im Süden der Semmering – waren mit Strapazen und langen Aufenthalten verbunden. So konnte es schon vorkommen, dass ein Zug ein oder mehrere Stunden zur Kontrolle an der Grenze stehen musste, bis der letzte Passagier nach den Kontrollen durch die Besatzungstruppen abgefertigt war.

Ich war zu dieser Zeit einmal mit einer Jugendgruppe unterwegs, ich glaube, wir fuhren mit der Bahn bis Steinhaus am Semmering. Zurück ging es dann wieder über die Station Semmering und somit über die Demarkationslinie. Ein ganz junger Soldat prüfte genau unsere Identitätskarten, die viersprachig waren. Vermutlich war der Soldat der Sprache nicht ganz mächtig, denn er zählte halblaut nur die zehn Stempel, die unbedingt auf jedem Blatt des Ausweises sichtbar sein mussten. So begann er mit „Odin, dva, tri, chetyre, pyat, shest, sem, vo-sem...“, bis ihn ein etwas vorlauter Kumpel mit den Worten „Des is' a Theater!“ unterbrach. Wir erstarrten alle vor Schreck und Angst, doch der junge Soldat

84 ¹⁰ Durch das Befestigen von Kufen mittels anschraubbarer Metallklammern wurden aus festen, hohen Straßenschuhen Eislaufschuhe.

lachte nur über das ganze Gesicht und meinte in recht gutem Deutsch: „Nix Theater, Zirkus.“ Ein befreiendes Lachen erschütterte das Coupé.

Nur die achte Klasse absolvierte ich im Stammgebäude, in der Kundmann-gasse. Das Haus war einigermaßen adaptiert, doch zur Heizung dienten noch Kohlenöfen. So war es in den ersten Stunden im Winter noch „etwas frisch“ in der Klasse, doch als wir die Lage des Kohlenbunkers ausspioniert und einen Schlüssel wie auch Kohlen „organisiert“ hatten, war es möglich, die Raumtemperatur auf „heiße“ 18° C anzuheben. Viele Professoren wunderten sich darüber und spendeten Lob, dass es morgens in unserer Klasse relativ warm war. Jedenfalls saßen wir morgens vor Beginn des Unterrichts um den Ofen herum, um die Übersetzungen in Latein und Griechisch nochmals abzustimmen.

Wichtig war die Schülerausspeisung, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann; sie war in der schweren Zeit des Hungerns eine unersetzbare Hilfe. Wir alle hatten den sogenannten 3er-Befund, das hieß, wir waren mehr oder minder unterernährt. Nur einer war etwas rundlicher, hatte einen 2er-Befund und wurde spöttisch als „der Blade“ bezeichnet. Für diese Ausspeisung mussten wir für einen Betrag von einem Schilling pro Woche Essmarken kaufen und bekamen dafür jeden Tag in der großen Pause nach langem Anstellen eine warme Speise: An Kakao, Milchreis und Gemüseintopf mit einem Weckerl kann ich mich noch gut erinnern.

Immer wieder wurden wir über die Medien in diesen Jahren von den erfolglosen Verhandlungen über den Staatsvertrag informiert – und getröstet. Eine diesbezügliche Grabinschrift darf an dieser Stelle zitiert werden: „Ruhe bis zum Jüngsten Tag, ruhe bis zum Staatsvertrag“. Zwar war die Besatzung nicht mehr so drückend wie in den ersten Jahren, doch Übergriffe standen auf der Tagesordnung und bei Dunkelheit mied man die Straßen in den von den Soldaten der Roten Armee besetzten Zonen.

Entführungen auf offener Straße waren keine Seltenheit. Großes Aufsehen erregte die Entführung von Frau Dr. Margarethe Ottilinger im Jahre 1948 bei der Demarkationslinie an der Ennsbrücke, sowie jene vom Polizeivizepräsidenten in Wien, Anton Marek, auf der Wiener Ringstraße, mit sofortiger Verurteilung und Deportation des Verdächtigen in ein Straflager.

Wien war in vier Sektoren geteilt. Ich wohnte im russischen Sektor, doch war

der Übergang zu den anderen Sektoren in der Stadt problemlos. Der erste Bezirk hatte einen Sonderstatus, da hier das Rotationsprinzip zur Anwendung kam, was hieß, dass jeden Monat eine andere Besatzungsmacht den Vorsitz im Alliierten Rat hatte und auch der Fahrer der „Vier im Jeep“ monatlich wechselte. Für uns Buben war natürlich immer der erste Blick auf den Fahrer, der am Steuer saß, um zu wissen, welche Besatzungsmacht jetzt den Vorsitz hat – aber auch um die Qualität des Fahrers zu taxieren. Diese „Vier im Jeep“ wurden zur Legende. An der vorderen Stoßstange hatten diese Fahrzeuge eine senkrechte, etwa 1,50 m lange Stange mit einem Widerhaken montiert. Dies war eine wichtige Schutzmaßnahme, um die eventuell in Kopfhöhe quer über die Straße gespannten Drähte bei Passieren zu zerreißen. Unser technisches Interesse erweckten natürlich die zahlreichen amerikanischen Fahrzeuge und so erkannten wir schon aus Entfernung am Geräusch, ob es sich um einen Jeep, einen Dodge-, Chevrolet- oder GMC-Mannschaftswagen, alle benzinbetrieben und sehr „durstig“, handelte.

Den geringen Verkehr regelten an einigen Kreuzungen, so auch an der Opernkreuzung, Soldatinnen der Roten Armee in voller Uniform. Mit dem Schwenken zweier Fahnen gaben sie dem ankommenden Fahrzeug den Weg über die Kreuzung frei. Da die Fahrzeuge meist nicht über Winker¹¹ verfügten, wurde die gewünschte Fahrtrichtung durch ein- oder mehrmaliges kurzes Hupen angezeigt.

Bald nach der Besetzung wurde hinter dem Hochstrahlbrunnen auf dem Schwarzenbergplatz eine Baustelle eingerichtet und mit dem Bau des Heldendenkmals des Roten Armee, im Volksmund „Russendenkmal“, begonnen. Es ist dies ein Monument zum Gedenken an den Blutzoll, den unbekannte russische Soldaten für die Befreiung Österreichs geleistet haben. Im Zuge der letzten Renovierung des Denkmals wurde der davor aufgestellte Panzer entfernt. Ich bedaure dies, denn er war eine Erinnerung wie auch Warnung an die lebende Generation.

Üblicherweise wurden immer nach einem Umbruch Straßen und Plätze umbenannt. So auch in Wien. Ich besitze noch einen Stadtplan, auf dem die von den Nationalsozialisten eingeführten Bezeichnungen schwarz überdruckt und die vorherigen Namen eingetragen sind. Darüber hinaus wurden auch nach dem Krieg Umbenennungen von den Besatzungsmächten durchgeführt, viele Straßen und Plätze wechselten so mehrfach ihre Namen, etwa die Laxenburger Straße, die in der Zeit der russischen Besetzung Tolbuchinstraße hieß, oder der Schwarzenbergplatz, der kurzzeitig in Stalinplatz umbenannt worden war,

und die Brücke der Roten Armee, die dann wieder zur Reichsbrücke wurde; dies sind nur einige Beispiele. Klarerweise wurden diese Umstellungen von den Wienern aufs Korn genommen und zum folgenden Witz geformt: Ein Wiener fährt mit der Straßenbahn, der Schaffer ruft: „Tolbuchinstraße, früher Laxenburger Straße“, der Wiener steigt in einen Ringwagen um und hört eine wenig später: „Stalinplatz, früher Schwarzenbergplatz.“ Schließlich erreicht er die Endstation und der Schaffner ruft: „Brücke der Roten Armee, früher Reichsbrücke.“ Da steht der Wiener auf und sagt in breitem Wienerisch: „Hab' die Ehre und auf Wiedersehen, früher Heil Hitler.“

Auch auf Briefmarken mussten der Wert und die Bezeichnung des Landes überdruckt werden. Dabei gab es – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – einige Fehldrucke, die bald als Rarität hoch im Kurs standen.

Neben dem Militärgeld wurde bald wieder die Schillingwährung eingeführt. Die Registrierkassen zeigten zwar noch lange Mark und Pfennig an, doch man zahlte schon in Schilling und Groschen. Nach der ersten Abwertung wurden nicht gänzlich neue Banknoten herausgegeben, sondern aus Zeitmangel nur die alten Banknoten mit einer weißen Allonge am rechten Rand versehen. Alle Sparbucheinlagen, die wir mühsam im Krieg als Marken eingeklebt hatten, wurden über Nacht wertlos.

Das neu entstandene Österreich besaß keine eigene Hymne. Dafür wurde in den ersten Jahren der Besetzung nach Auswegen gesucht. Ich war damals im Akademischen Gymnasium am Beethovenplatz und unser Musikprofessor hieß – wenn ich mich richtig erinnere – Reinhold Schmidt. Dieser war ein begeisterter wie auch begeisternder Musikpädagoge und er regte uns zum Singen an. So haben wir öfters am Ende von Schulfeiern „Brüder reicht die Hand zum Bunde“ aus einer Freimaurerkantate von Wolfgang Amadeus Mozart gesungen, nicht ahnend, dass später diese Melodie, von Paula von Preradović getextet, die österreichische Bundeshymne werden sollte, da wir die Haydn-Melodie an Deutschland abgegeben hatten.

Es wäre nicht Wien, sollte nicht der neue Text gleich parodiert werden. So konnte man schon bald eine „Neufassung“ hören, wie „Land der Erbsen, Land der Bohnen/ Land der alliierten Zonen/ Land der unbekannt Fremden/ die uns auszieh'n bis auf d'Hemden/ vielbefreites Österreich“.

Das lange Warten auf
den Staatsvertrag

Das lange Warten auf den Staatsvertrag

Die fruchtlosen Verhandlungen über den Staatsvertrag waren zermürbend, man hatte die Hoffnung auf einen baldigen Abschluss oft schon aufgegeben, da in den Medien wiederholt von den ergebnislosen Sitzungen und Verhandlungen berichtet wurde.

Die bereits erwähnte Harry Line Suite wurde, angepasst an die Wartezeit auf den Staatsvertrag, mit dem folgenden Text unterlegt: „Gemma ham‘, so sagt der erste Mann, ‚Gemma ham‘, so sagt der zweite Mann, ‚Gemma ham‘, so sagt der dritte Mann – doch der vierte Mann, der geht nicht ham.“

Jahre zogen ins Land und langsam normalisierte sich das Leben auch in der Stadt. Die Lebensmittel wurden reichlicher, man konnte wieder Kleider ausbessern oder ändern lassen oder sogar neue kaufen. Not machte erfinderisch. So wurden aus Fallschirmseide, die sehr hochwertig war, weiße Ballonseidemäntel gemacht, aus alten Reifen wurden Absätze für Schuhe geschnitten – sie waren sehr haltbar – und die Anzüge wurden gewendet, das heißt, sie wurden voll aufgetrennt und die Innenseite des Stoffs wurde zur Außenseite, eben gewendet. Das Kleidungsstück sah dann wie neu aus. Auch das war für einen Witz anregend: „Ich habe meinen Anzug nochmals wenden lassen – auf die dritte Seite.“ Aber noch immer gab es Ersatzkaffee, Ersatzseife, Papierspagat, kaum Schulbücher und Schreibpapier, auf dem die Tinte nicht zerrann.

Man hatte nach fast zehn Jahren des Wartens fast schon die Hoffnung auf einen Staatsvertrag aufgegeben. Zehn Jahre nach Ende des Krieges war man noch besetztes Land, man konnte sich nicht frei über die Demarkationslinien bewegen, musste oft stundenlanges Warten im Zug in Kauf nehmen und immer die Identitätskarte bei sich haben.

Durch ein plötzliches politisches Tauwetter zwischen der UdSSR und Österreich kam an die österreichische Bundesregierung die Einladung zu einer Konferenz in Moskau. Wir haben nur erfahren, dass eine Regierungsdelegation mit dem Flugzeug vom Militärflughafen Bad Vöslau zu Gesprächen nach Moskau fliegen würde. Wenige Tage später kam die völlig überraschende und kaum zu glaubende Mitteilung aus Moskau, dass wir in Kürze den Staatsvertrag erhalten würden. Es war wie ein Wunder. Durch das Radio wurden wir von der Ankunft der österreichischen Regierungsdelegation informiert und stürmten dann gemeinsam mit Tausenden anderen Menschen auf die Einfallsstraßen von Bad Vöslau bis nach Wien, bis zum Ballhausplatz. Alle gingen auf die Straße und wir standen in froher Erwartung an der Wiedner Hauptstraße bei der

Paulanerkirche. Schon von weitem kündigten die Jubelrufe die Ankunft der österreichischen Regierungsdelegation an. Diese wurden bei der Annäherung immer lauter und jeder am Straßenrand schwang den Hut oder sein Taschentuch und hatte Tränen in den Augen. Es ist und war das für mich die größte spontane Massendemonstration für Politiker unseres Landes. Nach den Radioberichten war der Ballhausplatz schwarz von Menschen: Bangen und Hoffnungslosigkeit waren Jubel gewichen, wenn auch noch ein bisschen Unsicherheit mitschwang, ob der Staatsvertrag wirklich zustande kommen würde,

Die letzten strittigen Punkte konnten in zähen Verhandlungen in Moskau durch den Einsatz unserer Politiker meist zu unserem Vorteil abgeschlossen werden und somit stand der offiziellen Abfassung des Staatsvertrages nichts mehr im Wege. Eine Szene dieser letzten entscheidenden Verhandlungen in Moskau wurde meisterhaft von Gustav Peichl (Ironimus) nachempfunden und dieses Bild ging um die Welt.

Die Worte des österreichischen Außenministers Leopold Figl – „Österreich ist frei!“ – sind mir noch heute im Ohr und unvergessen bleibt die Szene, bei der Außenminister Figl vom Balkon des Schlosses Belvedere den Vertrag hochgehoben präsentierte und die vier Außenminister den jubelnden Menschen im Park zuwinkten.

Für unser Land begann eine neue Ära.

Nachklang

Nachklang

Ab dem Jahre 1955 setzte in Österreich eine noch nie dagewesene Konjunktur in allen Lebensbereichen ein: Diese war einerseits durch den Aufbauwillen und die Initiative der österreichischen Bevölkerung bedingt, andererseits aber auch durch internationale Hilfe, wie die für unser Land sehr positiven ERP-Kredite, deren Erlöse wiederum der österreichischen Wirtschaft zu Gute kamen.

In Erinnerung sind mir noch die Österreich auferlegten Reparationen an die UdSSR, teils auch in Form von Erdöllieferungen. Wie ich später erfuhr, wurden diese Lieferungen von in Österreich gefördertem Erdöl, das durch einen besonders geringen Schwefelgehalt geschätzt wurde, auch prompt in die UdSSR ausgeführt. Da der Bedarf in Österreich stets höher war als die laufende Produktion, musste unter anderem auch aus der UdSSR Erdöl importiert werden. Die Messungen der geringen Schwefelgehalte des importierten Erdöls zeigten jedoch, dass auf diese Weise ein Großteil des in die UdSSR gelieferten Erdöls wieder seinen Weg zurück nach Österreich fand.

Aber nicht nur die Wirtschaft florierte, sondern auch Kunst und Kultur: In den Herbsttagen des Jahres 1955 erstrahlten sowohl die Wiener Staatsoper wie auch das Burgtheater in neuem Glanz und mit Staatsakten wurden diese traditionellen Häuser wiedereröffnet – ein Symbol für das wiedererstandene, kulturelle Österreich.

Einen Teil der Fidelio-Premiere konnte ich im Bärenmühlendurchgang, mitten in einer großen Mensentraube um einen Schwarzweiß-Fernseher in einem Radiogeschäft stehend, mitverfolgen. Der Jubel nach Fallen des Vorhangs am Ende dieser Oper übertrug sich von den Besuchern des Hauses am Ring auch auf die Zuseher vor diesem Fernseher.

Ich hatte im Herbst 1952 mit meinem Studium an der damaligen Hochschule für Bodenkultur, Fachrichtung Landwirtschaft, begonnen. Wir waren rund 35 Hörerinnen und Hörer im ersten Semester und die Gesamtzahl der Studierenden auf der Boku lag bei 650 Personen – heute sind es rund 12.000.

Die Hörsäle waren im Winter eher frisch, der große Hörsaal im Neugebäude in der Feistmantelstraße im Winter und Sommer mit „Air Condition“, da die Fenster sehr undicht waren und dadurch eine permanenter Luftaustausch im windigen Wien stattfand – Fensterplätze wurden deshalb in der Heizperiode gemieden.

Das Chemielabor hatte noch die Einrichtung aus der Kriegszeit: massive eichentische und einfache Geräte für die chemischen Übungen – heute fast ein

wenig romantisch anmutend, mit Bunsenbrennern, Eprouvetten, Erlenmeyerkolben, dazu Eifrige mit säurezersetzten, ehemals weißen Arbeitsmänteln und angebraunten Fingerkappen.

Kulinarisch gestalteten sich die Obstbauübungen im großen Hörsaal, da bei diesen die Früchte des (Hochschul-)Gartens nicht nur gezeichnet werden mussten, sondern auch verkostet werden konnten. Diese Übungen waren deshalb durchaus gut besucht.

Die Exkursionen bedeuteten immer wieder einen Höhepunkt. So der Besuch des Versuchsgutes in Groß-Enzersdorf – damals noch mit der Straßenbahn erreichbar – und bodenkundliche Exkursionen in den Raum Dürrwien oder Aspang, jeweils per Eisenbahn und mit zwei Profilen als Tagesleistung. Zu dieser Zeit begannen auch die Tagesexkursionen mit meist schon etwas in die Jahre gekommenen Autobussen in das Gebiet des Neusiedler Sees, speziell in den Seewinkel, der damals noch weitgehend unberührt war, weshalb die Ausflüge gewisser Vorbereitungen bedurften – manchmal wurde das Mittagessen durch stramme Haltung ersetzt. Am meisten freuten wir uns auf das Postkolloquium nach Ende einer Exkursion bei der Boku: Die Runde der Teilnehmer fiel beim Türkenwirt ein, nicht nur um den Durst des Tages zu löschen, sondern vor allem, um mit den Professoren auf Augenhöhe sprechen zu können und Fragen zu stellen, die man unter Tags sich nicht zu stellen traute. Gerade bei einem solchen freien Gespräch konnte ich viel dazu lernen.

Gut in Erinnerung sind mir noch die Exkursionen in das nahrungsreiche Oberösterreich im Jahre 1953 oder zur DLG-Ausstellung nach München – die erste Auslandsexkursion!

Vielleicht waren gerade die in allen Bereichen bescheidenen Verhältnisse der Grund für den Besuch einer Hochschule und ein Studium im Humboldt'schen Sinne, als Einheit von Lehrenden und Lernenden, ermöglicht durch eine überschaubare Zahl von Studenten mit überschaubaren finanziellen Mitteln.

Mein Vater starb unerwartet während meiner landwirtschaftlichen Praxis in Oberösterreich im Herbst 1954, ich beendete mein Studium zum Weihnachtstermin des Jahres 1956 und hatte schon einige Monate vorher meinen Dienst am Institut für Bodenforschung an der Boku angetreten.

Zur geringen Witwenpension meiner Mutter gewährte mir die Firma Gebrüder Böhler & Co. AG eine befristete Beihilfe, für die ich noch heute dankbar bin.

Persönliche Schicksale
am Rande des Krieges

Persönliche Schicksale am Rande des Krieges

Bewusst habe ich meinen Erlebnissen aus der Zeit von 1940 bis 1955 in Wien das nun folgende Kapitel beigelegt, da ich meine, dass in Büchern und Berichten über den Zweiten Weltkrieg vorrangig über die unmittelbar Beteiligten, sei es an der Front, sei es im Hinterland, geschrieben wurde und wird und auch zu Recht ihrer gedacht wird. Jenen jedoch, die in jugendlichen Jahren abrupt durch einen unmittelbaren oder mittelbaren Kriegseinsatz aus ihrer Laufbahn geworfen worden sind und dann nach Krieg und Gefangenschaft, oft demoralisiert und krank, nur mit großer Mühe und Überwindung eine neue Lebenslinie finden oder auch nicht finden konnten, wird selten größere Beachtung geschenkt. Es handelt sich oft um hochdekorierte Männer, die durch den Krieg gehärtet wurden und ohne einen Studienabschluss als Mittdreißiger sich nur schwer mit 18-Jährigen in den Hörsaal setzen konnten. Ich schließe auch jene Personen ein, die plötzlich als Fremde von einem Land, in dem sie jahrelang als legitime Staatsbürger arbeiteten und lebten, eine Existenz aufbauten, eine Familie gründeten und mit Erfolg ihrem Beruf nachgingen, über Nacht vertrieben wurden und nur mit den notwendigsten Habseligkeiten als nun Staatenlose eine neue Bleibe suchen mussten.

Ein guter Bekannter konnte bald nach seiner Vertreibung aus der Tschechoslowakei in Wien wieder Fuß fassen und eine Existenz aufbauen. Er war jedoch über Jahre staatenlos und trug den Familiennamen Österreicher.

Die Schicksale dieser oft entwurzelten Personen werden in historischen Abhandlungen nicht oder meist nur marginal behandelt, sodass sie oft nur als „Kollateralschäden“ eines Krieges gesehen werden, der Millionen Menschen dahingerafft hat und in dem ein Einzelschicksal eben keinen Platz hat.

So werde ich im Folgenden über Schicksale von 14 Personen, die ich persönlich gut kannte und zum Teil noch kenne, berichten. Aus verständlichen Gründen bleiben diese Personen anonym, jedoch bedeutet jeder trockene Buchstabe ein Mosaiksteinchen im Einzelschicksal jedes hier Genannten.

Wenn ich mit Soldaten der Deutschen Wehrmacht beginne, so hat dies seinen Grund darin, dass die Erlebnisse dieser Personen für mich besonders prägend waren. Nicht so sehr des Gesagten wegen, sondern aufgrund der Tatsache, dass der Betreffende darüber nicht reden wollte und auch Jahre nach dem Erlebten nicht reden konnte, da es psychisch wie physisch zu belastend war. So fingen die Gespräche meist nur zögerlich und holprig an und erst im Laufe des Lösens aus der inneren Umklammerung, einem Be-

freierungsschlag, konnte das Geschehen in oft noch immer erschütternde Worte gefasst werden. Für mich selbst waren diese Schilderungen aus einer doppelten Distanz – ich habe sie nicht unmittelbar erlebt und es liegen Jahrzehnte dazwischen – sehr bewegend.

Herr S.O.¹² konnte ordnungsgemäß seine Mittelschulmatura mit Auszeichnung im Jahre 1940 abschließen, wurde dann zum Reichsarbeitsdienst (RAD) in Jenersdorf eingezogen und konnte noch sein Maschinenbaustudium beginnen. Im Jahre 1941 erreichte ihn der Einberufungsbefehl. Er wurde als Gebirgsjäger ausgebildet und kam zunächst nach einer langen Fahrt mit der Eisenbahn nach Romanijemi, dann durch die Tundra zum eisfreien Nordmeerhafen Petsamo in Finnland und weiter bis vor Murmansk.

Der Gefechtsstand war ein drei mal vier Meter breites und zwei Meter tiefes Loch im Dauerfrostboden bei bis zu -30° C und trotz Stürmen und dichtem Nebel, der in kurzer Zeit die Pelzmäntel der Wachposten mit einer dicken Eisschicht überzog und diese daher untragbar wurden, herrschte ein gnadenloser Krieg in der schier endlosen, weißen Landschaft. Beide Seiten trugen weiße Tarnanzüge und nur durch Aneinanderschlagen der Schistöcke konnte auf Distanz von Freund und Feind unterschieden werden.

Bei einem Aufenthalt in Murmansk konnte er auch hautnah die krassen Unterschiede im Leben eines Frontsoldaten und einem in der Etappe erleben, denn viele, die Befehlsgewalt hatten, waren nie an der Front gewesen und konnten sich die dortige Situation auch nicht vorstellen.

Es waren dies aber nur die äußeren Umstände.

Zwei einschneidende Ereignisse sollten das weitere Leben des Herrn S.O. an der Front prägen.

Das eine war eine schwere Verwundung durch eine Gewehrgranate an der linken Gesichtshälfte, die zu einer zeitweisen Erblindung des linken Auges und einer zerfetzten Wange, zu mehreren Operationen und einem längerem Aufenthalt in verschiedenen Lazaretten führte. Diese schweren Verwundungen konnten dank des Lebenswillens von Herrn S.O. wie auch durch die Kunst der Ärzte in überraschend kurzer Zeit geheilt werden, sodass er sich schon drei Wochen später zur Truppe zurückmelden konnte.

¹² Um die Persönlichkeitsrechte zu wahren, werden die Personen der folgenden Schilderungen nur mit Initialen genannt.

Das zweite Ereignis war jedoch bedeutend einschneidender.

Durch einen glücklichen Umstand erfuhr Herr S.O., dass sein Bruder in nur 400 m Entfernung im Einsatz war. So kam es in Skandinavien, rund 5.000 km von der Heimat entfernt, für einige Stunden zu einem Treffen der Brüder. Etwas später sahen sie einander nochmals kurz – es sollte das letzte Treffen sein, denn im September 1942 bekam Herr S.O. die Nachricht, dass sein Bruder bei einem Einsatz schwer verwundet worden und kurz danach seine Verletzungen erlegen war. Seiner Mutter wurde als Trost in einem offiziellen Beileidsbrief mitgeteilt, dass auch sie „einen Sohn zum Ruhme Großdeutschlands opfern“ durfte – die seinerzeitige Propaganda schrieb es so vor.

Herr S.O. stellte dann das Ersuchen auf Rückziehung von der Front als „letzter Sohn“ zur Wehrmachts-Ortskommandatur in Helsinki. Dort konnte Herr S.O. das Leben und Treiben in der Etappe in all seinen Höhen und Tiefen hautnah bis Dezember 1944 erleben. Er kam zunächst zum Lehrgang für aktive Offiziere nach Posen, dann zur Hochgebirgsausbildung nach Mittenwald und schließlich nach Courmaioire im Aostatal, am Ostfuß des Mont Blanc.

Das nächste Einsatzgebiet war im Jahre 1944 in den Westalpen, der Raum um den Kleinen St. Bernhard, doch schon im Winter 1944/45 war eine Einsatz im Apennin wichtiger. Herr S.O. führte den Rest seiner Kompanie – von den 4.000 Mann waren 400 übriggeblieben – in bis zu 25 km langen und gefährlichen Nachtmärschen vorbei an amerikanischen Fallschirmjägern und Panzereinheiten wie auch Partisanen durch die Po-Ebene und die engen Gebirgstäler bis nach Salurn-Auer.

Herr S.O. war mehrfach dekoriert: Für seine schweren Verletzungen und den Einsatz an der Skandinavien-Front erhielt er Verwundetenabzeichen und das Eiserne Kreuz 2. Klasse, in der englischen Gefangenschaft für seinen Einsatz bei der Rückführung der verstreuten Kompanie das Eiserne Kreuz 1. Klasse und nachträglich die Beförderung zum Oberleutnant.

Nach dem totalen Zusammenbruch kam Herr S.O. in die britische Gefangenschaft nach Cesenatico bei Rimini, wo er schon im Herbst 1945 in die ebenfalls von den Briten besetzte Zone in Österreich entlassen wurde: In einem Viehwaggon ging es ohne Verpflegung über Klagenfurt nach St. Marein im Mürztal, wo das Entlassungslager der Engländer stand.

Durch Zähigkeit und Ausdauer konnte Herr S.O. dann auf abenteuerliche Weise nach Wien gelangen und sein Studium an der Hochschule für Bodenkultur abschließen. Es war für die Heimkehrer nach Krieg und Gefangenschaft nicht leicht, in das bürgerliche Leben zurückzufinden und als Mittzwanziger mit 18-Jährigen dieselbe Bank im Hörsaal zu drücken, doch eine Generation, die unzählige Male dem Tod ins Auge gesehen hat und durch den Krieg gehärtet war, konnte auch diese Hürde überwinden. Auch einige Professoren kamen den Kriegsteilnehmern entgegen, derart, dass sich die erste Frage nicht auf den Lehr- und Lernstoff bezog, sondern lautete: „Wo haben Sie gedient?“

Herr S.O. hat dann voll in dem seiner Ausbildung entsprechenden Beruf Fuß fassen können, erreichte eine führende Position und konnte auch für seine Familie ein schönes Daheim schaffen.

Trotz der dazwischenliegenden Jahrzehnte ist sein Geist wach geblieben, was auch durch einen Ausspruch dokumentiert sein soll: „Denn viele können sich nicht vorstellen, was es in der Wirklichkeit bedeutet hat, in einer Diktatur zu leben und in einen totalen Krieg hineingezogen zu werden.“

Bei der Abfassung des Berichtes über das Schicksal des Herr K.L. war mir seine Tochter sehr behilflich, da sie mir auch aus dem Gedächtnis zahlreiche Details über die Vertreibung der Familie und den Wiederanfang in Deutschland mitgeteilt hat. Ich bin ihr dafür sehr dankbar.

Herr K.L. geriet zu Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, aus der er nach vielen Wochen entlassen wurde. Mit dem Entlassungsschein schlug er sich bis Marktredwitz durch. Von dort gelang es ihm im Juli 1945, die Grenze zu passieren und zu seinem Haus in Komotau, aus dem seine Familie am 2. Juli 1945 vertrieben worden war, zu gelangen. Dort hatte sich inzwischen ein tschechischer Betriebsleiter mit Frau und zwei Kindern eingenistet. Herr K.L. versuchte dann, an die sächsische Grenze zu kommen, um die Familie zu suchen, doch wurde er an der Grenze in Sebastiansberg von den Tschechen festgenommen und musste in den Lagern „Poldihütte“ und „Maltheuern“ Fürchterliches durchmachen. Wie durch ein Wunder gelang ihm die Flucht über die tschechische Grenze nach Sachsen in die sowjetische Besatzungszone im November 1945. Von dort flüchtete er in die britische Besatzungszone nach Hamburg-Harburg, wo er infolge der chronischen Unterernährung schwer an Hungerödemen erkrankte. Schließlich gelangte Herr K.L. nach Schleswig-Holstein zu einem Großbauern, wo er als Knecht Arbeit finden konnte. Als nach

der Währungsreform im Juni 1948 die Wirtschaft Westdeutschlands wieder anlief, meldete sich Herr K.L. zur Umsiedlung in das Aufnahmeland Nordrhein-Westfalen und fand einen Arbeitsplatz als Heizer in einem Werk in Gevelsberg. Es war ein glücklicher Zufall, dass er von einem Vermessungstechniker angesprochen wurde, ob er mit einem Theodolit umzugehen wisse. Als Herr K.L. dies bejahte („Das ist ja mein erlernter Beruf!“) fand er im Büro dieses Geometers eine fixe Anstellung und die Basis für die weitere Lebensgestaltung. Im Zuge dieser Arbeiten wurden im Umkreis einer deutschen Großstadt Parzellierungsarbeiten für den privaten Wohnhausbau durchgeführt. Herr K.L. war mit der Durchführung betraut. Da kam die überraschende Frage, ob er für seine Familie ein Grundstück erwerben möchte. Nach längerem Überlegen sagte Herr K.L. zu, erwarb mit dem Geld, das er als Lastenausgleich vom Staat erhalten hatte, ein Grundstück und hatte den Mut und die Ausdauer, als Mittfünfziger neu zu beginnen, nochmals ein Haus zu bauen und einen Garten anzulegen. Als sich das Wirtschaftswunder in Deutschland weiter entwickelte, wurde für „Verdrängte Beamte“ aus dem Osten ein Gesetz erlassen, wonach Herr K.L. mit fast 60 Jahren ein Übergangsgehalt vom Staat bekam und ab dem 65. Lebensjahr eine staatliche Pension. So gelang es Herrn K.L. durch eiserner Disziplin, Sparsamkeit bei Essen, Trinken, Kleidung und Urlaub und nach Staatenlosigkeit mit zähem Fleiß wieder den Tritt in das bürgerliche Leben zu finden und ein neues Zuhause zu schaffen.

Er und seine Familie konnten dies lange genießen und er verstarb hochbetagt.

Herr F.H. war der Vater eines Volksschulkameraden und ein im Krieg ausgebildeter Flieger. Er war ein stattlicher Mann von kräftiger Statur. Im Krieg wurde er nach Stalingrad abkommandiert und musste unzählige Einsätze fliegen. Von meinem Schulkollegen und auch von seiner Frau erfuhr ich – zwar nur bruchstückhaft, aber deshalb umso erschütternder – von den Kriegserlebnissen des Herrn F.H. Mit der immer enger werdenden und schließlich vollkommenen Einkesselung der deutschen Truppen in Stalingrad durch die Rote Armee wurden die Flugeinsätze mit der JU 52 immer riskanter. Schon im nächtlichen Anflug auf den provisorischen Flughafen geriet Herr F.H. oftmals unter feindliches Feuer. Nach der holprigen Landung mussten in aller Eile Munition, Verpflegung und Verbandzeug aus dem Flugzeug auf der einen Seite hinausgeworfen werden, während auf der anderen Seite Schwerverwundete rasch in das Flugzeug gehoben wurden. Höchste Eile war geboten, denn die feindlichen Soldaten schossen sich immer rascher auf das Flugzeug ein. Mit Übergewicht und – nicht selten – an den Fahrgestellen hängenden Soldaten

konnte dann Herr F.H. mit Mühe die Maschine hochbringen und ins Hinterland fliegen. Diese Einsätze – ich habe nie erfahren, wie viele – waren für Herrn F.H. so zermürbend, dass er nur auf Packpapierfetzen seiner Frau kurze und erschütternde Nachrichten zukommen lassen konnte. Oft waren es nur wenige Worte einer kaum leserlichen Liebesbezeugung, aber auch die erschütternden Worte: „Wenn es irgendwo die Hölle gibt, dann ist sie hier.“

Zermürbt und ausgelaugt ist Herr F.H. nach Krieg und Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Da ich seine Spur nach der Volksschulzeit verloren habe, kann ich nicht mehr sagen, wie er die Rückkehr in das bürgerliche Leben erlebt hat.

Herr H.W. war vorwiegend an der Afrika-Front unter Generalfeldmarschall Erwin Rommel im Einsatz und wir haben oft abendlang über diese Zeit diskutiert.

Da bekanntermaßen die Temperaturunterschiede in den Wüstenregionen sehr groß sind, hat auch Herr H.W. am meisten unter der nächtlichen Kälte, nicht so sehr an der Hitze tagsüber, gelitten.

Herr H.W. war als älterer Soldat schon relativ kriegserfahren und wusste daher, wie man sich am besten gegen feindliche Scharmützel wehrt. So kam er auch fast unverletzt, trotz eines Einsatzes beim Kampf um Monte Cassino, über den Krieg hinweg. Dennoch waren die Einsätze in Nordafrika sehr riskant. Am meisten waren die von den Engländern gedungenen Söldner gefürchtet. Diese hatten nur eine Ausbildung und einen Auftrag: lautloses Morden. Rücklings erfassten sie die in den Schützengräben kauern oder schlafenden Soldaten und schnitten ihnen lautlos mit einem scharfen Messer die Kehle durch. Vor diesen Aktionen hatten alle Angst und schon die Annäherung dieser Söldner bedeutete höchste Gefahr.

Doch es soll auch von zwei etwas heiteren Episoden berichtet werden.

So war ein gewisses Etablissement, ich glaube, nur für Offiziere, in Form eines in den Wüstensand vergrabenen Autobusses installiert. Das gesamte Fahrzeug war bis auf einen Eingang und Ausgang im Sand vergraben – also „klimatisiert“ – und nur über diese zwei Luken lief der laufende Betrieb ab. Eines Nachts gab es Alarm und auch diese Einrichtung musste raschest geräumt werden. Die Männer und das Personal verließen schleunigst die Räumlichkeit und versuchten, auf irgendeine Weise rasch hinter die Front zu gelangen, was auch allen mehr oder minder gut gelang. Dabei habe sich – Herr H.W. ergötzte

sich noch lange nach diesem Ereignis bei der Erzählung – ein sehr köstlicher Anblick geboten, als die Damen in ihrer mehr als spärlichen „Dienstkleidung“, zitternd vor Angst und Kälte, die Kanonenrohre der fahrenden Panzer umklammerten und auf diesen ins Hinterland flüchteten.

Die zweite Episode bezieht sich auf Kulinarisches.

Für jede Einheit gab es ein umfangreiches Lebensmitteldepot, meist am Rande der eingerichteten Stellung. Dort mussten täglich die für die Mannschaft vorgesehenen Lebensmittel ausgefasst werden. Herr H.W. war in dieser Woche dafür eingeteilt und kam auch diesem Auftrag gewissenhaft nach, vielleicht ein wenig zu gewissenhaft, da er eines schönen Tages etwas mehr an Spirituosen für eine kleine Feier wollte, als offiziell vorgesehen war. Es kam daher mit dem diensthabenden Soldaten zu einem lautstarken Wortgeplänkel, im Zuge dessen an deftigen Ausdrücken, die hier verständlicherweise nicht wiedergegeben werden können, nicht gespart wurde. Jedenfalls fuhr Herr H.W. nur mit der üblichen Tagesration zurück zu seiner Truppe.

Doch für den kommenden Tag wurde eine neue Strategie ausgeheckt. Während Herr H.W. wiederum den diensthabenden Soldaten in ein heftiges Wortgeplänkel verstricken sollte, würden die mitfahrenden Kumpel zur Rückseite des Magazins fahren, um dort dann die vorgesehenen Spirituosen zu „organisieren“. Gesagt, getan – die Sache verlief wie geplant. Während Herr H.W. vorne im Wortstreit stand, wurde hinten eifrig gearbeitet und die gewünschten Flüssigkeiten verladen. Auf ein Zeichen brach mit nicht gerade schmeichelnden Worten Herr H.W. das Gespräch ab und die Truppe fuhr nach getaner Arbeit auf dem überladenen Lkw zur Einheit zurück. Die Tat blieb unbemerkt, denn am folgenden Tag machte der Volltreffer einer Granate in wenigen Augenblicken das Vorratslager dem Erdboden gleich.

Herr H.W. kam aus der Gefangenschaft gut zurück, ungebrochen an Körper und Seele und war dann über Jahrzehnte nicht nur wissenschaftlich tätig, sondern auch eine äußerst beliebter akademischer Lehrer, der im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Vollen schöpfte, da er sein Fachwissen nicht nur aus den Büchern, sondern auch aus der unmittelbarer Erfahrung bezog und es plastisch an die akademische Jugend weiterzugeben verstand.

Er verstarb hochbetagt in Wien.

Herr H.S. war Panzerkommandant und in Russland eingesetzt. Er war ein muskulöser, sehr kräftiger Mann, der schon in seiner Schulzeit als Kunstturner hervortrat. So trat er auch bei Parteiveranstaltungen als bejubelter Turner auf und zweifelsohne war dieser Umstand seiner militärischen Karriere förderlich.

Er war auch nach dem Kriege nicht sehr gesprächig, doch eine Episode darf ich wiedergeben.

Es war ein Einsatz in Russland. Die Abteilung lag vor einer kleinen russischen Stadt, einige hundert Kilometer westlich von Moskau. Die Soldaten der Roten Armee hatten die von den Deutschen besetzte Stadt zurückerobert und sie feierten ausgiebig diesen Sieg. Die Deutschen hörten nur das Geschrei der Bevölkerung. Ein deutscher Spähtrupp wurde vorgeschickt und berichtete dann, dass auf dem Marktplatz Mädchen und junge Frauen nackt vor den besoffenen und grölenden Soldaten versteigert würden. Herr H.S. gab darauf den Befehl, zu einem vereinbarten Zeitpunkt zehn Panzergranaten mit Zielpunkt Hauptplatz abzufeuern. Der Befehl wurde ordnungsgemäß ausgeführt – und dann herrschte Grabesstille. Herr H.S. hatte ein mulmiges Gefühl, denn für eine solche Handlung drohte ihm das Kriegsgericht – doch das Kriegsende kam, ihn rettend, diesem Gericht zuvor.

Herr H.S. fand dann als Hauptbuchhalter in das bürgerliche Leben zurück.

Herr P.M. war U-Boot-Kapitän und vor allem im Nordatlantik unterwegs. Ich weiß nicht, wie viele Einsätze er durchgeführt hatte, doch kam er vom Krieg nach Österreich zurück. Als ich ihn etwas näher kannte, wagte ich die Frage, auf welche Weise er den Krieg überleben konnte, da doch rund 97 % der U-Boote versenkt worden waren. Seine Antwort war klar: Vor dem letzten Einsatz im Atlantik hatte er eine leichte Grippe gehabt und war deshalb im Hafen geblieben, sein U-Boot aber war vom Einsatz nicht mehr zurückgekommen.

Doch für Herrn P.M. war der Krieg mit seinen Folgen damit noch nicht zu Ende. Infolge der hohen Feuchtigkeit und der extremen Temperaturen in einem U-Boot zog er sich eine Arthrose-Erkrankung an den Händen zu, die zu einer fortschreitenden Deformierung führte. So musste er sich fast jährlich einer Operation unterziehen, bei der immer wieder ein deformierter und schmerzender Knochenteil aus den Handbereichen entfernt wurde. Dies war mit ständigen, leichten Schmerzen und der Einnahme von Medikamenten verbunden. Trotzdem hat Herr P.M. seinen Lebenswillen nie verloren, war immer gut gelaunt und glücklich, dem Inferno eines U-Boot-Krieges entkommen zu sein.

Herr J.T. war römisch-katholischer Priester und als Regimentsgeistlicher an der Nordfront eingesetzt. Zwar musste er sich nicht immer in der HKL bewegen, doch auch hinter der Frontlinie wurde er oft in Feuergefechte verwickelt. Seine Hauptaufgabe bestand darin, Verletzten in den Feldlazaretten Trost zu spenden und Sterbende zu begleiten. Um diesen Aufgaben nachzukommen, musste er oft weite Wege zu Fuß zurücklegen und trotz fester Stiefel und mit Zeitungspapier umhüllten Füßen zog er sich bei -45° C Erfrierungen an den Füßen zu, die nie ausheilen sollten.

Auch musste er mehr als einmal einem zum Tode durch Erschießen verurteilten Soldaten beistehen. Bei einem Fall handelte es sich um einen Wachesoldaten, der während der Wache eingeschlafen war. Dies wurde bemerkt und der Soldat durch ein Standgericht zum Tode durch Erschießen verurteilt. Vor der Exekution spendete Herr J.T. dem Soldaten Trost und erteilte ihm die Absolution.

Herr J.T. berichtete auch von anderen, ähnlichen Fällen, bei denen Wachposten, vor dem Unterstand stehend, erfroren sind.

Ich lernte ihn lange nach dem Krieg kennen und wir trafen uns öfter. Bei diesen Treffen berichtete er immer wieder von vergangenen oder vorgesehenen Operationen an seinen Füßen, dass ein Teil einer Zehe oder ein Teil eines Mittelfußknochens operativ entfernt werden musste und ihm das Gehen dadurch immer schwerer fiel. Es war dies nicht nur eine psychische Belastung, denn mit zunehmendem Alter kamen noch andere, durch den Krieg bedingte Beschwerden dazu. Trotzdem konnte Herr J.T. über Jahrzehnte seinen seelsorgerischen Pflichten und Aufgaben nachkommen.

Er verstarb hochbetagt nach längerem Leiden, das in den Verletzungen aus dem Krieg seine Ursache hatte.

Herr K.S. war ein sportlicher Typ bis ins Alter. In seiner Jugend war er, sportlich wie politisch ambitioniert, nach einer umfassenden Ausbildung zu den Fallschirmspringern gekommen. Es war dies, wie man sagte, ein Himmelfahrtskommando, denn der Großteil der Fallschirmspringer, rund 30 %, wurde, obwohl sie in der Luft infolge der relativ kleinen Fallschirme eine beachtliche Geschwindigkeit erreichten, von den feindlichen Soldaten schon in der Luft „wie die Enten“, so die Originalaussage des Herrn K.S., abgeschossen. Auch auf dem Boden kam es zu Verletzungen und hohen Verlusten, da vom Feind ein Landen auf den in Frage kommenden Flächen durch Hindernisse erschwert wurde. Ob dieser enormen Verluste hat dann die deutsche Wehrmacht die Fallschirmspringereinsätze minimiert.

Herr K.S. hat jedenfalls elf Absprünge ohne Verletzungen überlebt. Sein Gefühl vor und während des Absprungs beschrieb er mit deftigen Worten, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Sein Training zum Abrollen auf dem Boden nach der Landung wie auch sein gute körperliche Verfassung waren bei Stürzen beim Schifahren sehr hilfreich, da der Körper fast automatisch rollierte.

Herr K.S. wurde mit dem Ritterkreuz dekoriert, kam nach Jahren aus der Gefangenschaft zurück und stand vor dem Nichts: kein abgeschlossenes Studium, kein erlernter Beruf. So ging er in die Lehre, machte die Meisterprüfung und baute dann selbst eine Firma im Raum Wien auf. Durch zähe, konsequente Arbeit, gute Beratung der Kunden und Hilfeleistungen bei zusätzlichen Fragen oder Problemen erlangte er einen guten Ruf als seriöser und hilfsbereiter Unternehmer. In der Pension konnte er auf ein gelungenes Aufbauwerk zurückblicken.

Herr J.L. war, da er von einem französischen Vater und einer österreichischen Mutter stammte, zweisprachig aufgewachsen, was zu dieser Zeit eine große Ausnahme darstellte. Aus der Mittelschule gerissen, konnte er dank der Sprachkenntnisse eine außergewöhnliche Laufbahn einschlagen: Er wurde zu einem der Sekretäre von Marschall Philippe Pétain in Vichy. Dort arbeitete er im Vorzimmer des nicht unumstrittenen Generals, seine Hauptaufgabe bestand darin, die Unterlagen für Emigranten aus Deutschland vorzubereiten. Dies war eine äußerst verantwortungsvolle Arbeit, denn seine Empfehlung entschied oftmals über eine Ausreiseerlaubnis oder deren Verweigerung, über Leben in einem Lager oder Tod. Herr J.L. war sehr intelligent und deshalb in gehobener Position und genoss das Vertrauen des Generals und mancher Fall konnte erst nach langen Diskussionen entschieden werden.

Als sich nach der Landung in der Normandie im Juni 1944 allmählich das politische Blatt wendete, wurden Vorbereitungen für einen Stellungswechsel getroffen. Doch dieser kam dann überraschend schnell in einer regnerischen Nacht, bei der dann Hals über Kopf der General und einige Vertraute, so auch Herr J.L., mit einem Lastwagen und etwas Proviant – zumeist in flüssiger Form und hochprozentig – und dem „Familiensilber“ eine abenteuerliche Fahrt in Richtung Schweiz und Ostmark antraten. Herr J.L. und ich sind oft zusammen gesessen und wollten die etwas bizarre Fahrtroute rekonstruieren – viele Verkehrswege waren unterbrochen oder führten durch unkontrollierbare Partisanengebiete –, was uns aber nicht gelang. Über Umwege gelangte Herr J.L. schließlich nach einer Woche wieder in bekannte Gefilde der Ostmark und fand den Weg zu seiner Wohnung in Wien.

Dies ist aber nur der erste Teil der Kriegszeit des Herrn J.L.

Ohne Matura und ohne einen Lehrabschluss versuchte er, in der Heimat wieder Fuß zu fassen. Dies gestaltete sich sehr schwierig, da ihm nur Posten angeboten wurden, für die er überqualifiziert war und daher ablehnte. Auf der anderen Seite hatte er für eine höherwertige Position keine adäquate Ausbildung. Dies führte zwangsläufig zu psychischen Problemen, dazu kam noch eine zerbrochene Ehe. Er arbeitete über Jahrzehnte als Magazineur in einer großen Firma, fand dort aber weder an der Arbeit Befriedigung, noch fand er voll in das bürgerliche Leben zurück. Er starb zurückgezogen und resigniert als Mittsiebziger nach kurzem Leiden.

Herr A.G. war als Verwalter eines großen landwirtschaftlichen Gutes vorgesehen und hatte sich schon seit der Matura auf diese Laufbahn orientiert. Doch bei seinen Einsätzen an der Ostfront wurde er mehrmals verletzt, verlor ein Auge, hatte aber trotz dieser Schicksalsschläge – Originalton: „Wir haben unsere Knochen auf den Markt getragen.“ – seinen Plan für diesen landwirtschaftlichen Beruf nicht aufgegeben.

So inskribierte er nach Rückkehr aus der Gefangenschaft das Studium der Landwirtschaft und verfasste als Enddreißiger eine umfangreiche Dissertation über ein bodenkundliches Thema. Trotz all dieser Bemühungen und seines unermüdlichen Fleißes gelang ihm aber der vollkommene Einstieg in die gewünschte Berufslaufbahn nicht. So musste er sich mit einer mittleren Position zufrieden geben und sich auch dort zurechtfinden – die Erfüllung seiner Berufsvorstellungen wurde trotz aller persönlichen Anstrengungen durch den Krieg vereitelt.

Herr H.T. war in der Deutschen Wehrmacht ein perfekter Funker. Durch diese Funktion musste er meist nicht in der HKL stehen, sondern konnte in relativer Sicherheit seinem Dienst nachkommen. Ich bewunderte seine Fertigkeit und Geschwindigkeit im Senden und Empfangen von Morse-Meldungen, alles lief fast im Unterbewusstsein ab. Bald nach dem Krieg und der Gefangenschaft kehrte er ohne physische Verletzungen zurück und begann mit Schwung und Eifer, seine Berufslaufbahn aufzubauen. Dies gelang nur sehr holprig, da er eine junge Familie hatte, mit der er in einer kleinen Wohnung lebte, und neben dem Beruf noch eine Abendschule besuchte. Bei dieser vollen Belastung gab es über Jahre kaum Freizeit. Dennoch hat es Herr H.T. geschafft, voll in das Leben eines Freiberuflers einzutreten: Nach seiner Beschäftigung als

Buchhalter in einer Firma machte er sich selbstständig, eröffnete eine eigene Steuerberatungskanzlei und konnte am Lebensende auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken.

Herr H.W. war ausgebildeter Jurist und infolge seines Jahrgangs musste er sowohl im Ersten wie auch im Zweiten Weltkrieg einrücken. Er hat rückblickend oft gesagt, dass er mehr als die Hälfte seine Dienstzeit im Felde und in Gefangenschaft verbracht hat.

Da er als Jurist bald als Kriegsgerichtsrat eingesetzt worden war, hat er nur sehr wenig über die Zeit des Zweiten Weltkriegs gesprochen: Es war für ihn noch Jahrzehnte nach dem Krieg zu belastend. Die wenigen Schilderungen beziehen sich deshalb auf seinen Einsatz zu Kriegsbeginn in Belgien, dann in Russland.

Auf jede Form der Zersetzung der Wehrkraft stand die Todesstrafe. So wurde Zivilpersonen und Deserteure in den von den Deutschen besetzten Ländern wie Belgien und den Niederlanden, die sich des Tatbestandes der Zersetzung der Wehrkraft schuldig machten, nur ein kurzer Prozess gemacht und sofort die Exekution durchgeführt. Wurde während des Verfahrens dieser Tatbestand erkannt, musste jeder Richter, so auch Herr H.W., seine Paraphen unter das Urteil setzen. „Hätte ich nicht meine Krax'n unter das Urteil gesetzt“, so die Aussage von Herrn H.W., „wäre ich der Nächste gewesen.“

Zu dieser psychischen Belastung kam noch eine zweite dazu.

Am Abend des Gerichtstages wurde im Rundfunk von den Exekutionen berichtet, ergänzt mit Nennung der Namen jener Richter, die das Urteil unterzeichnet hatten. Auch der volle Name des Herrn H.W. wurde genannt. Dazu kam noch der Hinweis, man solle sich die Namen der Richter gut merken.

Später wurde Herr H.W. als Kriegsgerichtsrat in den Bereich der Ostfront abkommandiert und musste in der gleichen Form Fälle von Zersetzung der Wehrkraft beurteilen. So erzählte er mir von dem folgenden Fall. Im Zuge der Winterhilfssammlung wurden für die Soldaten an der Front warme Kleidungsstücke von Privaten eingesammelt und an die Front geschickt. Von einem dieser Transporte holte ein Mann ein Paar Wollfäustlinge von einem Lastwagen herunter. Dabei wurde er beobachtet, angezeigt und kam vor das Kriegsgericht, angeklagt wegen Zersetzung der Wehrkraft. Da diese von den Richtern als erwiesen erkannt wurde, erfolgte nach einem kurzen Prozess die Exekution des Angeklagten.

Trotz dieser beklemmenden Umstände wurde selbst in der Offiziersmesse oftmals herablassend auf die (ehemaligen) Österreicher gesehen, so blieben gewisse spitze Bemerkungen nicht aus. Eine davon erzählte mir Herr H.W.: Als er beim Essen einen Erdapfel mit dem Messer zerschnitt, wurde ihm von einem Kameraden aus dem Altreich die schnippische Frage gestellt, ob es in der Ostmark üblich sei, die Pellkartoffel mit dem Messer zu schneiden. Die Antwort des Herrn H.W. war auch nicht gerade freundlich und lautete: „Bei uns war das im Krieg unwichtig.“

Die Wohnung von Herrn H.W. in einer österreichischen Großstadt wurde drei Mal von Bomben heimgesucht („Die Bomben verfolgen uns.“) und immer stark in Mitleidenschaft gezogen; von seiner Wohnungseinrichtung war nach Kriegsende praktisch nichts mehr vorhanden. Nach Kriegsende und Gefangenschaft gelang es Herrn H.W. trotz der enormen psychischen und physischen Belastungen wie auch der materiellen Verluste, beruflich wieder voll Fuß zu fassen. Er konnte über Jahre bis zur Pensionierung erfolgreich in einer führenden Position arbeiten.

Herr W.S. wurde, knapp 18-jährig, an der Ostfront von einem Russen durch einen Gewehrschuss am rechten Oberarm schwer verletzt. Ein Durchschuss verursachte den Verlust eines Teils des Oberarmknochens sowie von Muskel- und Hautmasse. Nach starkem Blutverlust kam er gerade noch zum Hauptverbandplatz und wurde sofort operiert, wodurch der Arm gerettet werden konnte – wenn auch etwas verkürzt, in der Bewegung eingeschränkt und mit einer beachtlichen Vertiefung.

Trotz dieser Behinderung und ständigen Schmerzen begann durch Zähigkeit Herr W.S. sein Studium an der Universität, doch gelang es ihm nicht, zu einem Abschluss zu kommen. Die Interessen dieses hochintelligenten Mannes waren zu breit gestreut – er war an Sprachen begeistert und konnte mehrere Centum- und Satem-Sprachen nahezu fließend –, sodass ein Studienabschluss in immer weitere Ferne rückte.

Infolge seiner langjährigen Anwesenheit am Institut gehörte er – im guten Sinne des Wortes – fast dem lebenden Inventar an und wurde gewissermaßen zu einem Tutor, speziell für die Studenten der ersten Semester. Er nahm vielen die Schwellenangst und war oft der „väterliche“ Begleiter in der Studieneingangsphase.

Er erreichte nur ein mittleres Alter und starb an dem durch die Kriegsverletzungen bedingten Leiden.

Herr H.N. konnte mit 16 Jahren gerade seine Kriegsmatura erfolgreich abschließen und wurde zur Heimatflak nach Fischamend eingezogen. Nach einigen Monaten erhielt er Marschbefehl an die Westfront und geriet knapp vor Kriegsende im Rheingebiet in amerikanische Gefangenschaft. Wochenlang musste er im Freien übernachten, das Essen wurde aus dem Deckel des Kochgeschirrs mit der Erkennungsmarke gelöffelt. Herr H.N. ließ sich nicht unterkriegen und lernte in dieser Zeit Englisch von den amerikanischen Soldaten, was sich für den weiteren Berufsweg als sehr vorteilhaft erweisen sollte. Bald nach Kriegsende und der Gefangenschaft kam Herr H.N. wieder nach Wien und begann sein Universitätsstudium, das er in überraschend kurzer Zeit erfolgreich abschließen konnte. So war es fast logisch, dass Herr H.N. auch bald ein Ordinariat erhielt, das er bis zu seinem frühen Tod erfolgreich innehatte.

Als Ausnahme kann ich die folgende Person mit vollem Namen vorstellen: Honorarprofessor Dr. Franz Allmer.

Mit Franz Allmer verband mich nicht nur eine tiefe Freundschaft, sondern auch ein intensiver Gedankenaustausch in Fachfragen und über das Miterleben und Mitfühlen der Kriegszeiten – er an der Ostfront, ich im Hinterland in Wien.

So fanden wir trotz eines beachtlichen Altersunterschieds eine gemeinsame Wellenlänge, wenn das Gespräch auf den Krieg und die Nachkriegszeit in Kärnten, in der Steiermark und in Wien kam.

Es wäre redundant, seine Biographie und den Inhalt seines umfangreichen Buches, herausgegeben von W. Ablasser und M. Vesulak im Verlag der Technischen Universität Graz, an dieser Stelle zu wiederholen, doch sollen einige daraus entnommene Episoden über die Situation an und hinter der Front sowie die der eingeschlossenen Bevölkerung von Leningrad schlaglichtartig skizziert werden.

Die Biographie von Franz Allmer, geboren am 3.11.1916, umfasst das Studium des Faches Vermessungswesen als Werkstudent an der damaligen Technischen Hochschule in Graz in den Jahren 1936 bis 1940, dann fünf Jahre Frontdienst als Sanitäter in Frankreich, Leningrad und in den Ardennen, dann ein Jahr amerikanische Gefangenschaft. Anschließend wurde er Leiter des Vermessungsamtes in Spittal an der Drau, Deutschlandsberg und schließlich in Graz.

Ab 1966 war Franz Allmer auch im Universitätsbereich als Lehrbeauftragter bzw. Universitätslektor bis zu seinem Unfalltod im Jahre 2008 tätig.

Was aber hier aus seinem langen und bewegten Leben angesprochen werden soll, sind die rund 1000 Tage aus der Sicht eines Sanitätswagenfahrers, die tägliche Konfrontation mit Tod, Angst, Grausamkeiten und unmenschlichen Zuständen, die er minutiös in seinen Tagebüchern an der Front in Stenogramm festgehalten hat. Diese schickte er seiner Frau – keines ging auf Feldpostwege verloren –, um dann nach der Gefangenschaft die stenographierten Eintragungen selbst zu transliterieren. So erlaubt dieses faszinierende Zeitdokument trotz oder gerade wegen der hohen Sachlichkeit einen erschütternd-beklemmenden Einblick in das kaum fassbare Geschehen an der Front, namentlich der rund 1000 Tage dauernden Belagerung von Leningrad.

Als Sanitäter genoss Franz Allmer nicht das vermeintlich ruhigere Leben in der Etappe, sondern musste mehrmals direkt an die HKL, oft sogar unbewaffnet über die Frontlinie hinweg, um Verwundete aus Feindesland zu holen und unter Lebensgefahr in das Lazarett zu bringen. So wurde er auch mehrmals verletzt und nahm, durch Dauereinsatz oft an der Grenze seiner Kräfte, verbotenerweise selbst „organisierte“ Perventintabletten gegen die Müdigkeit ein. Darüber hinaus musste er sein Sanitätsauto ständig, auch im eiskalten Winter, einsatzbereit halten – ein bei der damaligen technischen Ausrüstung der Fahrzeuge kaum erfüllbarer Auftrag. Falls der Wagen nicht einsatzfähig war und ein Verwundeter nicht abtransportiert werden konnte, stand ein Kriegsgesicht ins Haus. Im Winter war eine Fahrt auf den beinhart gefrorenen Pisten relativ einfach, doch bei der Schneeschmelze wurde es kritisch, da es äußerst schwierig war, auf den schlammigen Straßen die Spur zu halten und nicht stecken zu bleiben.

Die Kriegswinter waren an der Grenze des Erträglichen. Am 12.1.1942 sank die Temperatur auf -52° C. In den Baracken, in denen kaum die Temperatur in den Plusbereich kam, waren Mitbewohner wie Wanzen, Läuse, und Mäuse in der Größe von Ratten die kaum erträglichen Peiniger.

Draußen heulte der Sturm, die Baracken waren fast völlig eingeschneit. Franz Allmer konnte sich infolge der beiden erfrorenen großen Zehen nur humpelnd in umhüllenden Fetzen bewegen – und über allem heulten periodisch die Stalinorgeln.

Dies waren aber nicht die einzigen kaum erträglichen äußeren Zustände an der Ostfront. Nahrungsmangel und quälender Hunger gab es sowohl bei den Soldaten wie auch bei der Zivilbevölkerung. Franz Allmer litt durch Mangel an Vitamin C an Zahnfleischschwund, hatte Durchfall und Fieber. In der Zivilbevölkerung konnten Fälle von Kannibalismus an verstorbenen russischen Soldaten und an einer verstorbenen Krankenschwester beobachtet werden. Auch das Fleisch von einem halbverwesten Gaul wurde an Ort und Stelle verwertet.

Diese Fakten wurden zweifelsfrei von den Geschehnissen während der Belagerung Leningrads von 8. September 1941 bis 27. Jänner 1944 in den Schatten gestellt. Das Leid auf beiden Seiten während dieser rund 1000 Tage kann nur rudimentär von Nichtbeteiligten nachempfunden werden: Denn hüben wie drüben herrschten Angst, Hunger und bitterste Not. Von den rund 1,1 Millionen Menschen, die in Leningrad ums Leben gekommen sind, sind die meisten verhungert. Die deutschen Truppen litten auch an Hunger, aber vor allem am Wissen, dass sie bezüglich der Ausrüstung der Roten Armee deutlich unterlegen waren. Ein fluchtartiger Rückzug im Jänner des Jahres 1944 bildete den Schlussstrich unter dieses Kapitel an der Nordfront.

Ausklang

Ausklang

Als realistischer Optimist darf es erlaubt sein, nach der Schilderung von Leid, Gräueltaten und Not mit einem Schimmer Hoffnung diese Zusammenstellung von Episoden und Erzählungen positiv ausklingen zu lassen.

Der erste Beitrag bringt in einer nur etwas gekürzten Originalfassung einen Abschnitt aus dem Kriegstagebuch von Franz Allmer, Seite 273 bis 277.

Stift Helenenberg (Eifel) bei Trier – Ardennen-Offensive, Hauptverbandplatz der 212. Division.

8.00 Uhr: Ich befinde mich im Stiftshof von Helenenberg und mache Kfz.-Dienst. Sanitäts-Kraftfahrzeug; PEUGEOT.

Es kommt der Divisionsarzt Dr. Mayr vorgefahren und erteilt mir den Befehl: ALLMER, fahren Sie sofort zum Bunker B...(fünftausend...) nach ERNZEN und holen Sie vier deutsche Verwundete aus diesem Bunker ab.“

Ich fuhr mit meinem Beifahrer los und komme zur deutschen HKL, wo mehrere amerikanische Soldaten (die Dienstgrade kenne ich nicht) aus dem Schützengraben springen und mich fragen, was ich wolle.

ALLMER: „Ich habe den Auftrag, vier deutsche Verwundete aus dem weiter im Wald rückwärts gelegenen Bunker Nr. 5...zu holen.“

Amerikanischer Soldat: „OK, haben Sie amerikanische Verwundete zum Austauschen?“

ALLMER: „Leider nicht.“

Er befragte mich, wo ich herkäme und wo ich Englisch gelernt hätte. Ich erzählte ihm, daß ich aus Österreich (Graz) stamme, aber meine Gymnasialprofessoren, bei denen ich Englisch gelernt habe, im Jahre 1938 (Besetzung Österreichs durch Adolf Hitler) nach USA emigrieren mussten.

Amerikanischer Soldat: „Wohin emigrierten sie nach USA?“

ALLMER: „An die STATE UNIVERITY OHIO.“

Amerikanischer Soldat: „What UNIVERSITY OHIO?“

Er zeigte mir einen großen goldenen Siegelring mit schwarzem Stein an seiner Hand: STATE UNIVERSITY OHIO. - Sofort befragte er mich nach den Namen dieser emigrierten Professoren; es waren Prof. PATZAK (Mathematik, Physik), Prof. SHARLACH (Darstellenden Geometrie) und Prof. LONSING (Botanik und Zoologie). – Der amerikanische Soldat kannte die drei genannten Professoren und war selbst ein Schüler von ihnen.

Er bat mich um meinen Namen und meine Heimatadresse, damit er noch heute per Luftpost an die Professoren in Ohio schreiben könne – zwei ehemalige Schüler trafen sich inmitten des Schlachtgetümmels an der Ardennenfront –

September 1948: Die vorher genannten Professoren, die 1938/39 von Graz (Marien-Institut) nach Ohio (USA) emigrieren mussten, waren alle wohlbehalten nach Österreich zurückgekehrt; aber nicht mehr nach Graz, sondern in ihre Lehrerbildungs-Anstalt (Wien XVII). Ich besuchte die einstigen Professoren in Wien – es erschien mir alles wie ein Wunder!

Nachwort

Die Professoren „beklagten“ sich darüber, daß ich ihnen viel Kummer in den USA bereitet hab, weil täglich Dutzende von Reportern zu ihnen auf die University in Ohio kamen und wissen wollten, ob der Sanitäts-Obergefreite Franz ALLMER wirklich ein Schüler von ihnen war...

Die Professoren zeigten mir ein dickes Aktenbündel mit amerikanischen Zeitungsausschnitten, die das geschilderte Ereignis in allen Varianten kommentierten.

Der zweite Beitrag hat die Wiedergabe von Selbst-Erlebtem zum Inhalt.

Es war vor rund 20 Jahren während einer internationalen bodenkundlichen Tagung, verbunden mit Exkursionen, in Russland. Wir waren etwa 15 Teilnehmer, bunt gemischt von vielen Nationalitäten.

Eines Tages kam nach dem Abendessen bei einem kollegialen Gespräch zwischen zwei Kollegen – der eine war Deutscher, der andere ein Russe – die Sprache auf den Zweiten Weltkrieg (Großen Vaterländischen Krieg), speziell auf die Ereignisse an der Ostfront. Beide Kollegen haben als Soldaten in der jeweiligen Armee gedient und wussten, wovon sie sprachen. Im Lauf des Gesprächs, das ich am selben Tisch sitzend mitverfolgen konnte, kamen aus der Erinnerung immer mehr Details über Krieg, Front, Frontverlauf und Gelände zur Sprache.

Am nächsten Tag ergab es sich rein zufällig, dass die beiden Kollegen wiederum am selben Tisch saßen und zwanglos ihr gestriges Gespräch fortsetzten. Es ging, so konnte ich als stiller Zuhörer feststellen, weiter ins Detail, so Zeitpunkt und Positionen im Gelände sowie auch örtliche Spähtrupptätigkeiten. Beide wussten darüber etwas zu berichten, bis dann die Stimmen leiser wurden und die Worte in stakkato geflüstert wurden: Beide erkannten, dass sie im selben Frontabschnitt kämpften und gegenseitig auf sich schossen.

Nach einer Pause drückten sie sich mit feuchten Augen die Hände.

Es war für uns alle ergreifend.

Othmar Nestroy wurde am 7. November 1933 in Kapfenberg geboren und wuchs in Wien auf. Nach dem Besuch des Gymnasiums studierte er an der Hochschule für Bodenkultur, die er 1956 als Diplom-Ingenieur abschloss. Bis 1960 war er unter Prof. Dr. Dipl.-Ing. H. Franz Assistent und verfasste seine Dissertation. Danach war er unter anderem als Bodenkartierer an der Landwirtschaftlich-Chemischen Bundesversuchsanstalt tätig. Ab 1970 war er Oberassistent an der Universität Wien und habilitierte sich 1974 an der Universität Salzburg. 1984 wurde er zum außerordentlichen Universitätsprofessor ernannt und war ab 1986 bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1999 Mitarbeiter am Institut für Angewandte Geowissenschaften der Technischen Universität Graz.

Schwerpunkte seiner Arbeit an der Universität lagen in den Bereichen Boden-geografie und -ökologie sowie Agrarökologie und -geografie. Hierzu verfasste er rund 365 Publikationen und zwei Bücher.

Othmar Nestroy ist Mitglied zahlreicher Vereine und wurde mehrfach für seine Arbeit ausgezeichnet, unter anderem ist er Ehrenmitglied der Österreichischen Bodenkundlichen Gesellschaft und der Deutschen Bodenkundlichen Gesellschaft, Ausländisches Korrespondierendes Mitglied der Slowakischen Akademie der Wissenschaften und Vizepräsident der Internationalen Nestroy-Gesellschaft. Er ist Träger der Silbernen Ehrennadel des Österreichischen Normungsinstitutes, Träger des Professor-Ernst-Winkler-Preises des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft und Inhaber der Juraj Fandly Ehrenmedaille, verliehen von der Slowakischen Gesellschaft für Agrar-, Forst-, Lebensmittel- und Veterinär-Wissenschaften der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (SAV) in Bratislava.

Lebenslauf



Foto: © Nestroy

Othmar Nestroy erinnert sich an die prägenden Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre in Wien. In Episoden und kurzen Anekdoten berichtet er von den kleinen Lichtblicken, erzählt vom Überlebenskampf der Wiener Bevölkerung zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und wie man in der Nachkriegszeit gemeinsam den langen, schweren Weg zurück in die Normalität gegangen ist.